

Kiezdeutsch in den Kinos und auf den Strassen: Mediendiskurse zu einer neuen Sprechweise
und ihre Darstellung im Film

A Thesis Presented for the
Master of Arts
Degree
The University of Tennessee, Knoxville

Andrew Simon Lubben

August 2015

Abstrakt

The rapid and unique development of so-called “Jugendsprachen” (youth languages) in multicultural city spaces across Europe has been documented extensively in the past decade, receiving immense attention from linguists and the general public alike. As with countless other language registers, which from a grammatical standpoint depart from the accepted language norm, such “Jugendsprachen” have met with intense scrutiny and skepticism as to their legitimacy as expressive forms—a condition which is explored in this paper through a media discourse analysis of one such youth language: “Kiezdeutsch” or “hood German”. Spoken primarily in metropolitan areas such as Berlin and Stuttgart, “Kiezdeutsch” suffers a severe image problem: it is often characterized as being a perverted slang, too heavily influenced by Turkish and other languages of Germany’s immigrant community. This paper analyzes these and other media opinions surrounding “Kiezdeutsch”, which seem to propagate themselves independently from those in the field of language research, and evoke a certain inevitable social angst regarding language and culture erosion. Additionally, this paper dissects the popular 2013 comedy-film, *Fack ju Göhte*, which employs a stylized version of “Kiezdeutsch”, in order to provide insights into apparent attempts to reinterpret “Jugendsprache” and frame youth language as a socially acceptable language register, which carries no implicit danger to language development or cultural norms.

Table of Contents (Inhaltsverzeichnis)

1. Einleitung: Sprachwandel und neue Sprechweisen	p. 1
2. Kiezdeutsch unter Sprachwissenschaftlern: ein soziolinguistischer Überblick	p. 6
3. Kiezdeutsch in den Medien: eine Diskursanalyse	p. 15
4. Kiezdeutsch im Film: ein Überblick	p. 28
5. <i>Fack ju Göhte</i> als medialer Aufwertungsversuch mit Hinsicht auf Kiezdeutsch	p. 33
6. Fazit: Kiezdeutsch und die Zukunft ihrer medialen Rezeption	p. 52
References (Literaturverzeichnis)	p. 54
Vita	p. 58

1. Einleitung: Sprachwandel und neue Sprechweisen

Sprachwandel ist ein kurioses und grösstenteils unübersichtliches Phänomen. Warum und unter welchen Bedingungen sich Laute verschieben, Kasus wegfallen oder neue Lexeme entstehen entsprechen Fragen, die sich, wenn überhaupt, oft nur mühsam beantworten lassen. Über die Jahrhunderte hinweg lassen sich allerdings grosse Wandlungsmuster erkennen, deren Gründe aber nur mit Vorsicht zu erschliessen sind. Dem heutigen Deutschen z.B. macht das schriftlich überlieferte Althochdeutsche, mit seinen zusätzlichen Kasus und einem ausgeprägten Beugungsapparat, genau deswegen sehr zu schaffen, weil sich die Sprache auf konsequente und übergreifende Art und Weise verändert hat.

Sprachen hören natürlich nicht auf sich zu wandeln, solange es sich dabei um eine noch lebendige Sprache handelt. Das Deutsch von heute erweist sich keineswegs als eine „angekommene“ Sprache, die ihre Optimal-Form erreicht hat und demzufolge über einen statischen Zustand verfügt, sondern wird zwangsläufig immer noch von seinen Sprechern geprägt und auf kreativste Weise umgestaltet. In diesem Umfeld der auf Deutsch bezogenen Sprachwandelforschung sticht als Paradebeispiel in der heutigen Sprachforschung insbesondere das Kiezdeutsche hervor. Der Begriff „Kiezdeutsch“ (Kiez: berlinisch für Gegend, Stadtviertel) bezieht sich auf eine besondere Art des Deutschen, die vor Allem in Deutschlands multikulturellen Grossstädten (unter anderen Berlin, Hamburg und Stuttgart) vorzufinden ist, hauptsächlich unter Jugendlichen (Wiese, „Grammatical Innovation“ 783, 784).

Das neu entstandene Kiezdeutsche, nur in den letzten zwei Jahrzehnten zustande gekommen, ist als Beispiel des Sprachwandels im herkömmlichen Sinne nicht gerade einzustufen, denn die Anwendung dieses Begriffs hat sich bisher in der Forschung lediglich auf einen langsamen und vor allem natürlichen Prozess der Sprachänderung bezogen.

Jedoch muss in unserem heutigen Zeitalter diese Begrifflichkeit erheblich erweitert werden, da sich die Art und Weise, wie sich Sprachen fortentwickeln, gründlich ändert. Dies ist vor eine Folge des zunehmenden Internationalismus in sämtlichen Bereichen der postmodernen Gesellschaft Deutschlands, gekoppelt mit rasanten und unvorhersehbaren Sprachänderungen aufgrund von Fortschritten im Bereich der Kommunikation und Technologie. Diese Änderungen zementieren sich auch gerade wegen neuer Kommunikationsformen (vor allem des Internets) viel schneller, denn sie können potenziell Millionen von Sprechern binnen Wochen erreichen, und gelangen demzufolge viel einfacher in den Standardgebrauch. Sprachwandel stellt also im Rahmen dieser Arbeit nicht nur den langsamen Fortwandel von Sprachen, sondern auch die Entstehung und Weiterentwicklung neuer Sprechweisen, die sich schnell in einen bestimmten gesellschaftlichen Rahmen einbetten.

Als eine dieser sich schnell entwickelnden Sprechweisen, von einzelnen Forschern jeweils als Dialekt, Ethnolekt, Soziolekt oder sogar *gender*-lekt bezeichnet, ist das kiezdeutsche Idiom natürlich von Interesse auf rein syntaktischer, lexikalischer oder phonetischer Ebene als dynamische und besonders kreative Varietät der deutschen Sprache. In dieser Arbeit wird aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive als Erstes ein Überblick über bisherige Forschung zu diesen formalen Aspekten des Kiezdeutschen vorgelegt, vor allem werden die Aspekte des Kiezdeutschen, die deutlich von standardsprachlichen Normen abweichen, genauer dargelegt. Unter anderen haben LinguistInnen Peter Auer, Dirim İnci und Heike Wiese beachtliche und ausführliche Arbeit zur deskriptiven Beleuchtung des Kiezdeutschen geleistet: deren Arbeit wird hier vorgestellt und an nötigen Stellen näher in Betracht gezogen.

Es entspricht jedoch in keinerlei Weise dem Ziel einer solchen Herangehensweise, diese formalen Aspekte des Kiezdeutschen lediglich als Ausgangspunkt einer objektiv wägnenden Sprachwandelanalyse einzusetzen. Man könnte sich ohnehin bestenfalls an mögliche Gründe sprachlicher Neuerungen herantasten, da solche Wandlungsprozesse fest in die Komplexität der jeweiligen Sprechergemeinschaft selbst eingebettet sind und sich demzufolge nur schwer erfassen lassen. Selbst bei Sprechweisen wie Kiezdeutsch, die in kürzester Zeit entstanden sind, lässt sich eine eindeutige Erklärung zu den Bedingungen hinter dieser Entstehung keineswegs mühelos aufspüren. Einige Hypothesen zu möglichen Gründen dieser Dialektentstehung, sowohl sprachwissenschaftlich begründet als auch in der alltäglichen Gesellschaft weit verbreitet, werden zwar angesprochen und dementsprechend analysiert: diejenigen aber, die auf einen klar gezogenen roten Faden zu eindeutigen Antworten hoffen, suchen hier vergebens.

Statt einer näheren Beleuchtung des Kiezdeutschen in Hinsicht auf seine Entstehung wird in dieser Arbeit ein Überblick der Mediendiskurse über diese Sprechweise vorgelegt. Wie das Kiezdeutsche, sowohl von den Medien als auch von der allgemeinen Öffentlichkeit, rezipiert wird, lässt sich in eine der relevantesten und umstrittensten deutschbezogenen Sprachfragen der Gegenwart einbinden—nämlich, ob die deutsche Sprache vor dem Abgrund steht. Solche übertriebenen Ausdrücke wie der Obige, obwohl wissenschaftlich fragwürdig, entsprechen keineswegs Ausnahmefällen, sondern werden regelmässig in Mediendiskursen zu dieser Sprechweise eingesetzt. Diese fast apokalyptisch anklingende Einstellung gegenüber dem Kiezdeutschen hängt wiederum eng mit Migrations- und Überfremdungsängsten zusammen, da Kiezdeutsch oft als „Deutsch der Nicht-Deutschen“ vorgestellt wird, etwa als ein „gebrochenes“ Idiom einer ungebildeten Immigrant*innenpopulation. Kiezdeutsch wird bisweilen in den Nachrichten etwa als „derb“,

„grob“, „kreativ“, oder sogar „cool“ beschrieben: die Sprechweise löst also allerlei Reaktionen und Emotionen aus, zum Teil völlig ungeachtet der sprachwissenschaftlichen Meinung zu dieser neuen Mundart.

Wie Sprachen selbst aber wandeln sich auch Meinungen zu bestimmten Sprechweisen mit der Zeit. Diese Arbeit lässt sich erstmal als eine Art „Rezeptionszusammenfassung des Kiezdeutschen“ verstehen: dabei wird kurz auf die Entstehung des Terminus selbst eingegangen, gefolgt von einer ausführlichen Beleuchtung des Diskurses um den Begriff und seine gesellschaftliche Bedeutung. Dass sich die deutsche Öffentlichkeit dem Kiezdeutschen gegenüber scheinbar hin- und hergerissen fühlt, liegt zum grössten Teil in seiner deutlich negativen Darstellung in traditionellen Medienformen—ein Umstand, der aber in letzter Zeit nachgelassen hat. Solche neuen Versuche, Kiezdeutsch gesellschaftlich aufzuwerten, sind spätestens in dem 2013 erschienenen Schulfilm *Fack ju Göhte* zu betrachten.

Der Film beschäftigt sich, wenn nicht immer direkt, ganz bewusst mit einer Auseinandersetzung herkömmlicher Ängste in Bezug auf Sprachwandel und stellt demnach einen wichtigen Beitrag zu dem aktuellen Sprachdiskurs darüber dar, ob Kiezdeutsch Beispiel des Sprach- bzw. Kulturverfalls sei. In der Darstellung seiner Hauptfiguren scheint der Film zunächst eine negative Einstellung gegenüber dem Kiezdeutschen nur zu bestätigen: viele der negativen Vorbehalte bezüglich des Kiezdeutschen, die in den Medien weite Verbreitung geniessen, bleiben in *Fack ju Göhte* erhalten, und die Ängste vor seinen Sprechern scheinen vorerst auch durch den Film nur geschürt zu werden —eine Tatsache, die letztendlich auf eine immer noch unklare Einstellung der deutschen Bevölkerung mit Hinsicht auf das Kiezdeutsche verweist. Letztendlich aber lässt sich *Fack ju Göhte* als ein ganz absichtlich gestalteter Aufwertungsversuch verstehen. Der Film zieht zwar herkömmliche mediale Meinungen zum Kiezdeutschen heran, was natürlich gewisse negative Assoziationen auslöst.

Diese werden aber vermutlich nur deswegen hervorgehoben, um dem Zuschauer ein bekanntes Bild vorzulegen. Dass im Rahmen des Films Kiezdeutsch sowie ihre Sprecher schliesslich in ein relativ positives Licht gerückt werden, ist als Schlichtungsversuch zu erfassen: die Verbreitung einer neuen Sprechweise sei also nicht unbedingt mit Verfall des Standardidioms gleichzusetzen. Um dieses Ziel zu erreichen räumt *Fack ju Göhte* mit gesellschaftlichen Vorbehalten gegenüber Kiezdeutschsprechern auf, und zeigt zudem, wie die Standardsprache sich auch im ständigen Wandel befindet, was wiederum Behauptungen, die sprachliche Neuerungen als negativ zu bewerten vorsehen, zurückweist.

2. Kiezdeutsch unter Sprachwissenschaftlern: ein soziolinguistischer Überblick

Zwecks einer Vertiefung dieses Arguments muss vorerst der Begriff „Kiezdeutsch“ eingegrenzt und definiert werden. Dabei wird vorgenommen, eine Art Musterbild des Kiezdeutschsprechers und seiner sprachlichen Besonderheiten darzulegen. Der Terminus wird neben anderen Begriffen wie „Kiez-Sprache“ und den abwertend anklingenden „Türkenslang“ und „Kanak Sprak“ verwendet, um eine bestimmte Sprechweise zu beschreiben, die, wie Auer etwa anmerkt, unter Jugendlichen, vor allem in „stark multiethnischen und multilingualen“ Gegenden, vorzufinden ist (7) (Auer selber verwendet erst seit 2009 den Begriff „Kiezdeutsch“: davor war „Kanak Sprak“ von ihm bevorzugt („Ethnische Marker“ 11). Wiese etwa ordnet das Kiezdeutsche neben anderen relativ neu entstandenen Jugendsprachen Europas wie etwa *straattaal* in den Niederlanden einer neuen, multilingual geprägten Sprachkategorie zu, der des *Multiethnolekt*s („Grammatical Innovation“ 781, 782). Die Sprecher des Kiezdeutschen sind also hauptsächlich Jugendliche und wohnen in ethnisch heterogenen Gegenden deutscher Grossstädte. Wie schon erwähnt, stammt das Wort „Kiez“ aus dem Berlinischen und beschrieb ursprünglich jene multikulturellen Stadtviertel der deutschen Hauptstadt wie Kreuzberg oder Neukölln. Kiezdeutsch bezieht sich in sprachwissenschaftlichem Zusammenhang inzwischen aber nicht nur auf die Sprechweise bestimmter „multi-kulti“ Berliner Viertel, sondern ganz allgemein auf multiethnische Nachbarschaften in Städten wie Hamburg oder Stuttgart (Deppermann). Da Kiezdeutsch als *Multiethnolekt* bezeichnet wird, ist davon natürlich auch auszugehen, dass unter dem Begriff „multiethnisch“ nicht ausschliesslich Menschen mit Immigrationshintergrund zu verstehen sind, sondern auch Jugendliche deutscher Herkunft, die diese multiethnischen Viertel bewohnen. Insbesondere Wiese betont die Tatsache, dass Kiezdeutschsprecher nicht allzu selten auch über Arabisch- oder Türkischkenntnisse

verfügen, dass solche Sprachkenntnisse aber keineswegs erforderlich seien (*ein neuer Dialekt entsteht* 36). Soziolinguistin Diana Marossek, die in mehreren Berliner Schulen Sprachversuche durchführte, legt ebenfalls die Auffassung nahe, dass Kiezdeutsch als multiethnisches Phänomen zu bezeichnen gelte: nicht nur Jugendliche mit Migrationshintergrund sondern auch die mit deutschen Wurzeln tragen ihrer Meinung nach zu der sprachlichen Kreativität des Kiezdeutschen bei (Marossek 29, 30).

Auch Auer weist auf eine Art „De-Ethnisierung“ des Kiezdeutschen hin, und argumentiert, dass diese Sprechweise keiner bestimmten Ethnie angehöre. Dass er aber ausgerechnet diesen Begriff zur Beschreibung der Sprechweise einsetzt, mit dem Beiklang einer früheren, wohl doch ethnisch geprägten Stufe des Kiezdeutschen, lässt schliessen, dass Kiezdeutsch nicht nur als Weiterentwicklung der deutschen Sprache betrachtet werden kann, sondern an sich über mehrere Entwicklungsstufen verfügt (7, 8). In Zusammenarbeit mit İnci beschreibt Auer in ihrem gemeinsam geschriebenen Buch *Türkisch sprechen nicht nur die Türken*, wie das moderne Kiezdeutsche seine Wurzeln wahrscheinlich in dem sogenannten Gastarbeiterdeutsch der 60er und 70er Jahre habe (İnci u. Auer 214, 215). Diese Sprechweise könne also als definitiv „ethnisch“ geprägt aufgefasst werden: hierbei handelt es sich um Immigranten, vor allem Türken, die Deutsch als Fremdsprache beherrschen und demzufolge gewisse Elemente der Sprache auf eigenartige Weise zum Ausdruck bringen (İnci u. Auer 215). Dieser sogenannte „primäre Ethnolekt“ wird aber nun in multiethnischen Gegenden von Menschen allerlei Ethnien und Hintergründen aufgegriffen und verwendet, hauptsächlich wegen des Sprachkontakts und der weiten Verbreitung der Sprechweise in solchen Vierteln (Auer 7). So lässt sich die „De-Ethnisierung“ des Kiezdeutschen erklären: die Sprechweise sei einst tatsächlich auf eine bestimmte Gruppe (Gastarbeiter) begrenzt gewesen, inzwischen ist aber keine klare ethnische Grenze mehr zu betrachten. Der

„primäre“ Dialekt des Kiezdeutschen werde nun ungeachtet Migrationshintergrund von Jugendlichen aller Ethnien gepflegt.

Zu den soziolinguistischen Charakteristika des Kiezdeutschen ist letztlich auch die Beobachtung Wieses erwähnenswert, dass Kiezdeutsch normalerweise nur eines von mehreren Sprachregistern der einzelnen Sprecher darstelle. Laut Wiese umfasse das linguistische Repertoire der meisten Kiezdeutschsprecher auch standardsprachliche Register: Kiezdeutsch werde also nicht ungeachtet der Sprachsituation eingesetzt, sondern gezielt in bestimmten Kontexten (in multiethnischen Gegenden, unter Freunden) verwendet („Grammatical Innovation“ 748). Das standardsprachliche Idiom hingegen erscheine in anderen Kontexten als bevorzugte Sprechweise, etwa wenn Jugendliche mit Lehrern oder Beamten reden müssen (Heinz, „Emotionales Thema“). Es gebe also im Prinzip keine monolingualen Kiezdeutschsprecher, sondern nur *code-switching*-fähige, multilinguale Sprecher, die über mehrere sowohl dialektale als auch standardsprachliche Register verfügen.

Kiezdeutsch wird kurzum in der Forschung als „Multiethnolekt“ bezeichnet, ist in etlichen multikulturellen Gegenden deutscher Grossstädte anzutreffen, besonders bei Jugendlichen, und wurzelt vermutlich in dem einst ethnisch bestimmenden Gastarbeiterdeutsch hauptsächlich türkischer Immigranten. Was sind aber die sprachlichen Merkmale des Kiezdeutschen? Bevor syntaktische und phonetische Besonderheiten angesprochen werden können, muss als Bedingung erst eingeführt werden, dass kein *einziges* Kiezdeutsch in sämtlichen städtischen Umgebungen Deutschlands besteht, sondern mehrere. Ganz allgemein gesagt, beziehen Jugendsprachen oft regional geprägte sprachliche Unterschiede mit in ihre lautlichen und syntaktischen Systeme ein, was dazu führt, dass das Kiezdeutsch in

Stuttgart zum Teil auch schwäbische Elemente aufweist, während Berliner Kiezdeutsch Elemente des Berlinischen aufgreift (Wiese, „Grammatical Innovation“ 786).

Dabei ist auch wichtig zu vermerken, dass viele der sprachlichen „Neuerungen“ des Kiezdeutschen auf nationaler Ebene auch schon seit längerer Zeit in einzelnen Dialekten des Deutschen aufzuweisen sind: Kiezdeutsch stellt natürlich nicht das Endstadium des Gesamtdeutschen dar, sondern wandelt sich neben anderen Sprechweisen, zieht sie sogar zum Teil als Muster für weitere Entwicklung heran. (Auer u. İnci 2007). Da Kiezdeutsch vor allem in multilingualen Gegenden beheimatet ist, sorgen auch die einzelnen Sprachen, die in den jeweiligen Nachbarschaften geläufig sind, für Varianz mit Hinsicht auf Aussprache und grammatische Struktur (Deppermann). Es walten dennoch einige übergreifende Tendenzen in der Jugendsprache von heute: genug, dass man von Kiezdeutsch als Begriff überhaupt reden kann. Dieser Artikel zieht lediglich diese Tendenzen heran: für Analysen regionaler Besonderheiten des Kiezdeutschen lässt sich die Arbeit von Marossek (in Bezug auf berlinische Kiezdeutschvarianz) und von Arnulf Deppermann (Stuttgarter Sprachraum) empfehlen.

Sprachwissenschaftler haben schon im letzten Jahrzehnt einige formale Merkmale des Kiezdeutschen beleuchtet, die gründlich von standardsprachlichen Normen abweichen. Phonetisch betrachtet ist die Koronalisierung des sogenannten Ich-Lauts [ç] in [j] besonders auffällig—ein Lautwechsel, dessen Entstehung laut Auer und İnci hauptsächlich multilingualen Menschen mit Türkisch als Mutter- oder Heimsprache zuzuschreiben sei (2007). Transkribiert wird dieser Lautwechsel in der Forschung meistens mittels des Trigraphs <sch>, sodass ein standarddeutscher Satz wie „ich weiss nicht Alter“ im Kiezdeutschen als „isch weiss nischt Alder“ schriftlich realisiert wird (Wiese, *Ein neuer Dialekt entsteht* 9). Weitere lautliche Änderungen mit überregionaler Gebrauch sind unter anderen die

Konsonantalisierung des unbetonten [ɐ]-Lauts in [r] (als <r> transkribiert) und die Vereinfachung des [ts]-Lauts in [s] (entweder als <z> oder <s> transkribiert) (Auer 3).

Zusätzlich zu diesen lautlichen Verschiebungen sind mehrere Neuerungen grammatischer und syntaktischer Art im Kiezdeutschen weitestgehend belegt. Kiezdeutsch lässt sich ganz allgemein als ein grammatisch entspanntes Idiom beschreiben. Konkret ausgedrückt, werden bei Sprechern des Kiezdeutschen tendenziell bestimmte Morpheme des Standarddeutschen entweder abgeschliffen oder sogar völlig weggelassen. Es handelt sich also hierbei um eine Vereinfachung der Sprachgrammatik. Was die Weglassung von Morphemen anbelangt, werden z.B. unter bestimmten Umständen Präpositionen und Artikel nicht verwendet: besonders auffällig ist dieses Phänomen bei Ortsangaben. In dem 2012 erschienenen *Kiezdeutsch: ein neuer Dialekt entsteht* legt Wiese einige Beispiele dieser Weglassung dar: Sätze wie „Wir gehen Görlitzer Park“ oder „Heute muss isch wieder Solarium gehen“ setzen sogenannte blosse Nominalphrasen ein, wobei Präpositionen und Artikel beliebig wenn überhaupt eingesetzt werden (53). Genus wird nicht nur bei solchen Fällen, sondern in fast allen Gesprächskontexten schlicht negiert oder aber scheinbar arbiträr verändert (Bücker 44, 45) —ein Umstand, der dieser grammatischen Kategorie des Deutschen praktisch sämtliche Bedeutung entzieht (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 60, 61).

Wenn Morpheme nicht völlig weggelassen werden, kann es im Kiezdeutschen zu einer Art Abschleifung mehrerer Morpheme kommen: solche Reduzierungen von nebensilbischen Morphemen im Kiezdeutschen lassen sich allerdings auch auf das Altgermanische zurückverfolgen—Kiezdeutsch scheint neben anderen deutschen Dialekten und umgangssprachlichen Registern diesen Prozess einfach fortzusetzen (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 62). Wiese untersucht diese Tendenz, die solche Äußerungen wie etwa, „lassma gehen“ (Verkürzung für „lass uns [mal] gehen“) ergeben kann, und stellt demnach

fest, dass solche Verkürzungen eine neue grammatische Funktion einnehmen: sie fungieren fast ausschliesslich als Aufforderungseinleiter (*ein neuer Dialekt entsteht* 64). „Lassma gehen“, „musstu (musst du) Doppelstunde fahren“ und „lassma aussteigen“ entsprechen weiteren Beispielen einer morphologischen Reduzierung, die neue Partikeln von abgeleiteten Verbformen entstehen lässt. Diese Verschmelzungen werden oft als Imperativmarker eingesetzt, und verfügen inzwischen als zum grössten Teil feste Partikeln über keine Verbfunktion mehr (man kann z.B. „musstu“ in Situationen einsetzen, wo im Standarddeutschen „müsst ihr“ eigentlich erforderlich wäre) (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 64, 65). Nicht alle Verkürzungen aber sind imperativer Art: die Berüchtigtste im Bereich des Kiezdeutschmediendiskurses, „ischwör“ (ich schwöre) fungiert hingegen als Betonungspartikel, die einen ganzen Satz oder Phrase als eine wahre Äusserung hervorhebt (z.B. „Ihre Schwester is voll ekelhaft, Alter. Ischwör“, etwa, „ihre Schwester ist tatsächlich hässlich“) (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 70). Ungeachtet ihrer Funktion aber lassen sich ähnliche Abschleifungen in anderen Dialekten des Deutschen und sogar in der standardsprachlichen Umgangssprache betrachten.

Syntaktisch weist das Kiezdeutsche gleichermassen beachtliche Abweichungen von dem standarddeutschen Idiom auf. Auer und İnci beschreiben die Tendenz in Jugendkreisen etwa, Verbstellung als flexibles Sprachelement zu betrachten. Dabei sind insbesondere jene Äusserungen, bei denen Verben die Anfangsposition in Aussagesätzen einnehmen, nicht zu übersehen. Solche Satzstrukturen erscheinen ja höchstens gelegentlich im Standarddeutschen, und wirken prinzipiell falsch auf den durchschnittlichen Bildungsbürger, wenn kein Bezug auf das schon geäusserte Sprachmaterial besteht. Ein Satz mit Verbspitzenstellung wie „wusste ich nicht“ gilt als grammatisch korrekt im Standarddeutschen nur deswegen, weil ein nicht geäussertes „das“ von Sprechern mit Bezug

auf die vorangegangene Äusserung angenommen wird. Dahingegen sind im Kiezdeutschen auch Sätze ohne jeglichen Bezug, wie „wollte ich keine Hektik machen“ völlig akzeptabel, auch wenn sie nicht unbedingt als Norm betrachtet werden können (Inci u. Auer 208, 209). Es obwalte im Kiezdeutschen lediglich eine weniger rigide Syntax, die einem letztendlich eine höhere Anzahl an Ausdrucksmöglichkeiten als im standardsprachlichen Idiom eröffne. Nach der Auffassung Wieses stellen diese neuen Optionen bloss eine Weiterführung des standarddeutschen Betonungsmusters dar, wobei akzentuierte Wörter vorgestellt werden können (*ein neuer Dialekt entsteht* 89).

Ein weiteres Beispiel der erweiterten Syntaxmöglichkeiten des Kiezdeutschen zeichnet sich in der Tendenz ab, das SVO-Satzmuster auf im Standarddeutschen ungrammatische Kontexte zu übertragen. Wiese untersucht dieses Phänomen, in Sätzen wie „danach ich muss zu mein Vater“ vorzufinden, und bildet die These, dass, wie bei der Abschleifung von Morphemen, eine bestimmte Funktion diesen anscheinend ungrammatischen Äusserungen unterliege. Es sei laut Wiese vor Allem Adverbiale, die etwa auf Zeit oder Ort hinweisen (in dem obigen Beispiel „danach“), die solchen Phrasen vorangehen, was auf eine gewisse syntaktische Umstrukturierung des Standarddeutschen hindeutet: nämlich, die Angabe wichtiger zeit- oder ortbezogenen Informationen ermöglicht eine andere Satzstruktur im Kiezdeutschen, die diese Informationen etwa hervorhebt (*ein neuer Dialekt entsteht* 81, 82).

Eine der am Ausführlichsten belegten sprachlichen Verschiebungen des Kiezdeutschen hat aber relativ wenig mit Satzsyntax zu tun, sondern zeichnet sich in den erweiterten Verwendungsmöglichkeiten des Verbs „machen“ ab. Genauer ausgedrückt, übernimmt das Vollverb „machen“ zusätzlich die Position eines semantisch gebleichten Funktionsverbs. Bei Wendungen wie „Die müssen doch erst Kündigung machen“ (standardsprachlich etwa „Sie müssen erst kündigen“) und „Jeder macht Streit“ (ungefähr „Jeder streitet sich“) zu

betrachten, lässt sich diese neue sprachliche Entwicklung als Ersatz für zahlreiche Vollverben im Standarddeutschen zusammenfassen (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 76). Statt ein Vollverb (in den obigen Beispielen etwa „kündigen“ und „streiten“) einzusetzen, wird „machen“ im Zusammenhang mit einem vom jeweiligen Verb abgeleiteten Nomen verwendet, um ungefähr dieselbe Bedeutung zum Ausdruck zu bringen (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 76, 77). Solche Konstruktionen mit „machen“ seien allerdings laut Wiese auch schon seit längerer Zeit im Standarddeutschen nachweisbar (z.B. „Angst machen“ als Ersatz für „beängstigen“), ihr Gebrauch war aber bis vor kurzem nur auf vereinzelte feste Wendungen beschränkt (*ein neuer Dialekt entsteht* 78). Kiezdeutschsprecher scheinen dennoch dieses Funktionsverbgefüge von „machen“ erheblich erweitert und auf zunehmend beliebig viele „machen + Nomen“-Kombinationsmöglichkeiten übertragen zu haben—ein Umstand, der nach der Auffassung Wieses auf die Aufnahme einer neuen Struktur verweise (*ein neuer Dialekt entsteht* 78).

Dass neue Strukturen wie die oben Erwähnten scheinbar grösstenteils im breiten Umlauf sind, sei laut Wiese Beleg dafür, dass das Kiezdeutsche sich ausserordentlich dynamisch verhalte (*ein neuer Dialekt entsteht* 104, 105). Dass zudem diese Strukturen etwas relativ neu Entstandenes aufweisen (Wiese geht wie Auer und İnci etwa davon aus, dass Kiezdeutsch dem Gastarbeiterdeutsch der 60er entsprungen sei) und sich trotzdem relativ fest in der Sprechergemeinschaft etabliert haben, weist auf eine verhältnismässig rasante Verwandlung einiger Aspekte des Deutschen hin. Ob Kiezdeutsch dennoch „typisches Deutsch“ sei, trotz seiner vermuteten Wurzeln in einer von Immigranten entwickelten Sprechweise, lässt sich Wieses Meinung nach nicht bezweifeln: die syntaktischen Bausteine des Neuidioms entstammen fast ausschliesslich dem Deutschen. Es seien lediglich ihre Ausprägungen, die etwa vereinzelt von dem Standard abweichen—ein Zustand, der bei

sämtlichen anderen Dialekten des Deutschen auf jeweils andere Art und Weise zu betrachten sei (Wiese, *ein neuer Dialekt entsteht* 104, 105). Lexikalisch gesehen gehört eine bestimmte Anzahl an Lehnwörtern aus dem Türkischen und Kurdischen zu dem kiezdeutschen Wortschatz (z.B. *oğlum* oder *lan* etwa, türkisch für "Alter"), jedoch bleibt diese Anzahl zu gering, als dass im Bezug auf Kiezdeutsch von einer Mischsprache die Rede sein könnte (İnci u. Auer 221, 224). Anglizismen gibt es im Kiezdeutschen auch in jeder Menge, jedoch sind diese ebenfalls in der Standardsprache geläufig: es handelt sich dabei also um einen weitverbreiteten Sprachtrend in sämtlichen Sprechweisen des Deutschen. Das kiezdeutsche Idiom ist also durch eine gewisse strukturell beruhende Abweichung von der standardsprachlichen Norm gekennzeichnet: darüber, dass diesen Abweichungen aber die deutsche Sprache unterliegt, sind sich Sprachwissenschaftler im Prinzip einig. Bei Kiezdeutsch hat man es kurzum mit einer Variante der deutschen Sprache zu tun, die vorwiegend in multikulturellen Gegenden unter Jugendlichen gepflegt wird.

3. Kiezdeutsch in den Medien: eine Diskursanalyse

Nun dürfen nicht ausschliesslich die Meinungen einzelner Sprachforscher zum Kiezdeutschen dargelegt werden, ohne die öffentliche Meinung anzusprechen. Es ist immerhin ein Charakteristikum von Sprachen, dass sie nicht lediglich auf semantischer Ebene durch den Sprechakt Bedeutung übermitteln, sondern auch von anderen Sprechern bewertet werden: ihren Sprechern wiederum werden dann bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben. Nicht allzu selten spielt bei dieser Bewertung die Auffassung Sprachwissenschaftler und Forscher keine besonders beachtliche Rolle: das heisst, öffentliche Meinung zu einem beliebigen Sprachbrennpunkt wird oft nur randmässig von Fachleuten beeinflusst. Überhaupt lässt sich in der Regel nur schwer schliessen, wie sich solche Meinungen zur Sprache überhaupt bilden: Fehlinformationen, Angst und reisserische Schlagzeilen können neben tausend anderen Faktoren zu dem Ruf einzelner Sprechweisen beitragen.

Um trotz der Unübersichtlichkeit eines solchen Themas einen tentativen Überblick über den Diskurs zum Kiezdeutschen im Rahmen der allgemeinen Öffentlichkeit zu entwerfen, werden in dieser Arbeit als Schlüssel zur Entzifferung der öffentlichen Meinung gegenüber Kiezdeutsch gesammelte Zeitschriftartikel in der Datenbank Factiva herangezogen. Eine solche Herangehensweise lässt sich kaum als definitiv oder unwiderlegbar bezeichnen, indem Zeitungsartikel nur ein kleines Bruchstück der Komplexitäten gesellschaftlicher Ein- und Vorstellungen darbieten. Dennoch sind solche Medienformen auch grösstenteils repräsentativ des Ganzen: mehrere, zum Teil weit auseinander liegende Standpunkte zum Thema Kiezdeutsch sind vertreten und werden der Öffentlichkeit in gedruckter oder online Form vorgelegt. Die Darstellung des Kiezdeutschen in deutschsprachigen Zeitschriftartikeln ist keineswegs einstimmig, aber gerade durch diese Meinungsvielfalt, kann man ein paar zugrundeliegende Tendenzen erschliessen.

Factiva ist als Onlinedatenbank gerade perfekt dazu geeignet, Muster und Tendenzen in der scheinbar unreduzierbaren Komplexität der Medien aufzudecken und zwar dadurch, dass mehrere Stichwörter gleichzeitig im Suchfeld berücksichtigt und mit einander abgeglichen werden können. Die Artikel, die in dieser Arbeit als Beispiele verschiedener Tendenzen ausgewählt wurden, sind als repräsentativ doch keineswegs als allesumfassend zu betrachten: sie stellen lediglich die Hauptargumente und Meinungen zu Kiezdeutsch dar. Anzunehmen, dass alle subtil unterschiedlichen Standpunkte hier auf ausführlichste Art und Weise zerlegt werden, wäre ein Irrtum, jedoch ist der hier dargestellte Umriss der öffentlichen Meinung zu Kiezdeutsch auch relativ weitreichend. Insgesamt ergibt Factivas Datenbank 340 Treffer (Stand 20. Februar 2015), wenn das Wort „Kiezdeutsch“ in die Suchmaschine eingegeben wird: Artikel mit Erwähnung dieser Sprechweise reichen bis 2006 zurück (Factiva). Ältere Vorkommen des Begriffs existieren anscheinend nicht: der Terminus selbst ist etwas relativ neu Entstandenes: wie Jannis Androutsopoulos und Katharina Lauer etwa in ihrer gemeinsamen Medienanalyse des Kiezdeutschen und ähnlicher Begrifflichkeiten anmerken, habe sich „Kiezdeutsch“ als Begriff nur in den letzten 10 Jahren durchgesetzt. Davor war „Kanak Sprak“, bisweilen auch „Türkendeutsch“, als Terminus bevorzugt—ein Label, das inzwischen als abwertend gelte und demzufolge kaum noch seit 2010 in den regionalen und überregionalen deutschen Zeitschriften erscheine (Androutsopoulos u. Lauer 75, 76).

Wem die weite Verbreitung des Begriffs „Kiezdeutsch“ in den Medien zuungunsten anderer Termini zu verdanken hat, lässt sich relativ leicht feststellen. Sowohl Medien- als auch Forschungsquellen erkennen Wiese die heutige Popularität des Begriffs zu: einige Zeitungsartikel bezeichnen sie sogar als Erfinderin des Wortes (WELT online)—allerdings eine Behauptung, die Wiese nicht teilt. Kiezdeutsch sei ihrer Auffassung nach lediglich die

Bezeichnung, die Jugendliche untereinander benutzen, um ihre Sprechweise zu beschreiben („Deutsch ist nicht bedroht“). Ungeachtet dessen aber, lässt sich kaum noch bestreiten, dass Wiese diesen Begriff zum Standardterminus erhoben hat. 184 Treffer ergibt eine Suche nach „Kiezdeutsch“ und „Heike Wiese“ auf Factiva: also gut die Hälfte aller Erwähnungen des Wortes in Schriftmedien sind mit der Sprachwissenschaftlerin eng verknüpft (Factiva). Zudem erreicht der Wortgebrauch von Kiezdeutsch ihren Höhepunkt im Jahr 2012 (130 Treffer auf Factiva), was sich wohl hauptsächlich auf die für Medienaufruhr sorgende Veröffentlichung von Wieses Buch, *Kiezdeutsch: ein neuer Dialekt entsteht*, zurückführen lässt (Factiva).

Indem eine Sprachwissenschaftlerin so unmittelbar mit diesem Thema in der Presse verbunden steht, könnte man schlussfolgern, dass die öffentliche Meinung zu Kiezdeutsch die des Forschungsstandes regelrecht widerspiegeln würde. Und tatsächlich bestehen gewisse Parallelen zwischen den zwei Lagern. „Kiezdeutsch“ und „Dialekt“ als Suchparameter ergeben 167 Treffer: hier wird mindestens neben anderen Meinungen die Auffassung von Kiezdeutsch als „legitime“ Sprechweise dargelegt (Factiva). Von solchen Artikeln wie „Ischwör: Eine kleine Einführung in die Welt des „Kiezdeutsch““ in der *Süddeutschen Zeitung* gibt es mehrere—Zusammenfassungen sprachlicher Merkmale des Kiezdeutschen (Wegfall von Präpositionen, neue Verbstellungsmöglichkeiten, usw.), die mehr oder weniger direkt von der Forschung Wieses und anderer Sprachwissenschaftler abgeleitet sind („Ischwör: ein kleine Einführung“).

Auch Interviews mit Wiese sowie Marossek tauchen bei einer Factiva-Suche auf: bei solchen Artikeln handelt es sich hauptsächlich, wenn auch keineswegs ausschliesslich, um Aufklärungsversuche. Bei Marossek sind die Fragen hauptsächlich auf die Multiethnizität potenzieller Kiezdeutschsprecher begrenzt: eine Frage wie „Die Kernthese Ihrer Arbeit lautet

also, Berliner ohne Migrationshintergrund würden unbewusst die Sprache der Migranten annehmen – alle sprechen Ethnolekt?“ im *Tagesspiegel Online* ist repräsentativ für die Thematik, die in Zeitschriftartikeln zu Marossek herangezogen werden (Hummel, „Selbst Lehrer sagen“).

Mit Hinsicht auf Wieses Medienpräsenz hingegen kann nicht unbedingt von „typischen“ Fragen zum Thema Kiezdeutsch die Rede sein: weitreichender und eher generell lassen sich die meisten Fragen beschreiben, die an Wiese von Seite der schriftlichen Medien gerichtet werden. Von etwas informativ gestalteten Fragen wie „Wie stark ist der Einfluss des Türkischen auf die Kiezsprache?“ und „Ist Kiezdeutsch also ein eigener Dialekt, vergleichbar dem Schwäbischen oder Bairischen?“ (Huber, „Fack ju Göhte“) bis hin zu Fragestellungen wie „Ist [Kiezdeutsch] kein Sprachverfall?“ („Deutsch ist nicht bedroht“), trifft man alles Mögliche zum Thema Jugendsprache an. Interessanterweise werden viele derselben Fragen immer wieder aufgegriffen—z.B., ob etwa Kiezdeutsch als Mittel der Aggression oder Provokation gegen Erwachsene aufgefasst werden soll (Cassier, „Ick vasteh nur Bahnhof“). Da Wiese seit 2006 wiederholt und über Jahre hinweg von Zeitschriftartikeln im Zusammenhang mit Kiezdeutsch zitiert wird, ist Anzeichen davon, dass sie von den Medien als führende Expertin im Rahmen der Jugendsprache wahrgenommen wird. Dass es ihr durch ihre Aufklärungsbemühungen trotzdem bisher nicht gelungen ist, Kiezdeutsch gesellschaftlich aufzuwerten und mit Fehlinformationen aufzuräumen, zeigt den beschränkten Einfluss der Forschung auf die öffentliche Meinung.

In der Tat ist ein verbitterter Kampf in den aktuellen Schriftmedien Deutschlands mit Hinsicht auf Kiezdeutsch zu belegen. Auf der einen Seite stehen Sprachwissenschaftler wie Wiese und Marossek, die die Sprechweise als neuen Dialekt und multikulturell geprägte Jugendsprache darstellen. Der anderen Seite, eine die dem Kiezdeutschen misstrauisch

gegenübersteht, entspricht eine Reihe von sogenannten Sprachschützern sowie Lehrern, besorgten Lesern und Politikern, die im Kiezdeutschen eine Gefahr für die Standardsprache und demzufolge ebenfalls für die deutsche Kultur im weitesten Sinne erkennen. Neben anderen Stichwörtern kommt z.B. „Angst“ in 30 der auf Factiva archivierten Artikel vor. „Vorurteile“ ergibt 29 Treffer und „Verfall“ eben 19 (Factiva).

Die häufigen Vorkommen solcher negativ gestimmten Wörter in dem Mediendiskurs um Kiezdeutsch lassen sich einfach nicht übersehen, selbst wenn einige Zeitschriftartikel den oben erwähnten „Sprachverfall“ z.B. abstreiten, wie etwa in dem 2008 geschriebenen *Netzeitung* Artikel, „Neue deutsche Sprachkultur; „Mein Vater geht Moschee““. Darin wird exemplarisch behauptet, dass „von einem Sprachverfall des Hochdeutschen kann keine Rede sein“ (Fannrich). Bei solchen schlichtenden Äusserungen liegt aber die Tatsache trotzdem nahe, dass Angst vor Sprachverfall, zumindest teilweise durch den zunehmenden Gebrauch von Kiezdeutsch, einer durchaus ernstgenommenen Einstellung in der Öffentlichkeit entspricht.

Der Angst vor Sprachverrohung liegt vermutlich die Annahme zugrunde, dass die grammatischen Abweichungen, die im Kiezdeutschen belegt sind, Anzeichen eines fehlerverseuchten Idioms seien. „Falsches Deutsch“ im Zusammenhang mit „Kiezdeutsch“ findet ja in 19 der Factiva-Artikeln Erwähnung (Factiva). Die Art, wie sich die Einstellung gegenüber Kiezdeutsch als grammatisch „falsch“ in den schriftlichen Medien herauskristallisiert, unterscheidet sich erheblich in den einzelnen Artikeln. So wird sie z.B. in einigen Artikeln als lustig anklingende Einleitung in das Thema Jugendsprache angesprochen, wie etwa in einem 2008 veröffentlichten *Spiegel-Online*-Artikel: „viele Eltern und Pädagogen reagieren geradezu allergisch auf [Kiezdeutsch]“ (Mens, „Jugendsprache“). In anderen Artikeln hingegen ist der Ton deutlich ernsthafter: in einem bemängelnden Aufsatz in der

Thüringischer Landeszeitung etwa findet man die folgende Auffassung, „Rassistisch ist man nicht, wenn man ein bewusst falsches Deutsch [Kiezdeutsch] als unschön und als Ausdruck mangelnden Respekts vor seinem Gegenüber empfindet“ (Trautvetter, „Darum ist Sprache so wichtig“). Selbst einige Artikeltitel sind recht feindlich dem Kiezdeutschen (und ihren Unterstützern) gegenüber eingestellt, wie etwa „“Ich bin Kotti. Lassma hier aussteigen" - Was finden Sie so toll am Stummeldeutsch, Frau Wiese?“ in einer 2012 erschienenen Ausgabe des *Berliner Kurier* (Koch-Klaucke) oder sogar der 2014 erschienen Titel aus *die Welt*, „Streit um Sprache; In Wahrheit ist Kiezdeutsch rassistisch“ („Streit um Sprache“).

Solche zum Teil voreiligen Schlüsse, etwa dass Kiezdeutsch schlicht falsch sei, werden nicht nur in den Medien veröffentlicht, sondern stossen auch auf Unterstützung von zahlreichen Menschen in Verwaltungs- und Sprachwissenschaftskreisen, wenn auch nicht immer ihrer Absicht entsprechend. Linguist Helmut Glück z.B. wird in 5 Artikeln als Expert befragt, ob Kiezdeutsch ein Dialekt sei, worauf er, wie in dem folgenden Zitat aus einer 2014 Ausgabe von *die Presse*, antwortet, „Nein...weil ein Dialekt immer eine Redeweise ist, die für eine bestimmte Region charakteristisch ist und zudem eine historische Tiefe hat“ (Simon, „Man schminkt sich“). Wichtig zu vermerken ist die Tatsache, dass Glück kein einziges Mal in einem Artikel behauptet, dass Kiezdeutsch ein „falsches Deutsch“ sei: er bestreitet hier lediglich die Zuordnung der Sprechweise als Dialekt statt Soziolekt. Jedoch werden seine Zitate immer wieder im Zusammenhang mit Kritik an Kiezdeutsch aufgegriffen, vermutlich um der Angst vor Sprachverfall eine gewisse Legitimität zu schenken.

Unter Anderem wird auch die Auffassung Holger Klattes vom Verein Deutsche Sprache (VDS) zum Thema Kiezdeutsch als irgendwie „falsche“ Sprechweise herangezogen. Laut Klatte (15 Treffer im Zusammenhang mit Kiezdeutsch) in einem 2012 Artikel des *Berliner Kurier* sei Kiezdeutsch, „ ein Warnzeichen dafür, dass in bestimmten Regionen und Ballungsräumen

wie Berlin die Sprachentwicklung vernachlässigt worden ist“ (Gorny, „Sprach-Experten warnen“). Im Gegensatz zu den Äusserungen Glücks stellt sich Klatte anscheinend bewusst auf die Seite jener Sprachschützer, die Kiezdeutsch und seine grammatischen Abweichungen als Gefahr für die Standardsprache betrachten. Besucht man die VDS Homepage, bekommt man einen Hinweis auf einen möglichen Grund dafür, warum diese Gefahr ernstgenommen werden soll. In einem am 20. Februar 2015 veröffentlichten Beitrag auf der VDS-Webseite wird einiges behauptet, das die feindliche Einstellung gegenüber Kiezdeutsch grösstenteils erklären lässt.

In Ländern, deren Sprache dort auch die größte, sozial- und kulturgeschichtlich gewachsene Muttersprache ist, verstehen sich die Menschen aller Schichten und Herkunft buchstäblich am besten... Bezeichnenderweise fehle den meisten Staaten, aus denen die Menschen heute zu uns flüchten, diese wichtige Bedingung hoheitlicher Legitimation und gesellschaftlichen Zusammenhalts. (DVS Homepage)

Länder mit einer gemeinsam gepflegten Muttersprache seien also laut diesem Beitrag die Stärksten: dahingegen herrscht über die Staaten ohne diese Bedingung nicht allzu selten ein gewisser Tumult, dem man nur durch Flucht entkommen kann. Kiezdeutsch wird hier also nicht nur als Gefahr für die deutsche Sprache bewertet, sondern wird dadurch auch als Bedrohung für deutsche Kultur und demnach ganz Deutschland wahrgenommen.

Diese gefühlte Bedrohung für deutsche Kultur hält Wieses Meinung nach einer genaueren Untersuchung nicht stand, da Kiezdeutsch ja ein „regelhafter Dialekt des Deutschen“ sei, wie Wiese etwa in einem Interview mit dem *Weser Kurier* im Jahr 2013 anmerkt („Kiezdeutsch gehört in den Freundeskreis“). Dass diese Feststellung keinen beachtlichen Einfluss auf die öffentliche Meinung zu Kiezdeutsch hat, lässt sich daran erkennen, dass dieselben

reisserischen Behauptungen zu den Gefahren dieser Sprechweise regelmässig über die Zeitspanne von 2006 bis 2014 erscheinen.

Wie genau Kiezdeutsch das standarddeutsche Idiom und demzufolge deutsche Kultur verarme, wird in den Schriftmedien als zwei eng miteinander verknüpften Tendenzen dargestellt. Erstens sei Kiezdeutsch, als „falsches Deutsch“, Anzeichen von fehlender Ausbildung. Diejenigen, die Kiezdeutsch beherrschen, seien also weniger gebildet als die, die ausschliesslich Hochdeutsch als Kommunikationsmittel einsetzen. Das Stichwort „bildungsfern“ ergibt 12 Treffer bei einer Factiva-Suche im Zusammenhang mit Kiezdeutsch: das Stereotyp wird in einem 2014 erschienenen Artikel in dem *Berliner Morgenpost* schlicht zusammengefasst, eben dass „...vor allem Kinder aus bildungsfernen Schichten Kiezdeutsch sprechen“ (Huber, „Fack ju Göhte“). Klatte von dem VDS ergänzt diese Annahme und bildet zugleich ein Argument für eine Auffassung von Kiezdeutsch als „Warnzeichen“ mangelnder Sprachpädagogik: in einem Interview mit dem Deutschen Auslands-Depeschendienst (dapd) behauptet er, „dass man hier nicht den Fehler machen darf und die Versäumnisse in der Sprachförderung, die in den vergangenen 30 Jahren begangen worden sind, jetzt als neuen Dialekt anzusehen“ („Sprachwissenschaftlerin erklärt“). Kiezdeutsch sei also eine Folge mangelnder Sprachförderung: die Sprechweise als Dialekt anzuerkennen sei ein Fehler, da Bildungsmängel dadurch weitestgehend ignoriert würden.

Zu diesem Argument stösst nicht selten ein ganz bestimmtes Indiz dieser fehlenden Ausbildung unter Kiezdeutschsprechern dazu: nämlich, dass Jugendliche nicht mehr so wie Goethe reden. 23 Artikel in der Factiva-Datenbank erwähnen Johann Wolfgang von Goethe in Verbindung mit Kiezdeutsch: zunächst mag der Zusammenhang etwas unübersichtlich oder gar komisch erscheinen, jedoch stellt sich diese Verbindung als vollkommen nachvollziehbar heraus. Bedenkt man, dass das Schreiben Goethes unter Bildungsbürgern

der Mittelschicht sogar noch heutzutage als Massstab eines korrekten Deutsch gilt, ist es nicht allzu überraschend, dass Kiezdeutsch sprechende Jugendliche, die sehr definitiv nicht auf die Art und Weise des berühmten deutschen Schriftstellers reden, etwa als ungebildet eingestuft werden. Artikel wie der 2014 veröffentlichte „Die Kunst, verstanden zu werden“ in der *Kölner Rundschau* sind repräsentativ einer Tendenz, die die „verständliche“ Sprache Goethes der „Verblödung“ des Kiezdeutschen gegenüberstellt (Hoffman).

Der symbolische Wert der als gehoben wahrgenommenen Sprache Goethes im Gegensatz zu dem „vereinfachten“ Kiezdeutschen wird immer wieder als Zeichen einer Gefahr für das deutsche Bildungsniveau aufgegriffen. In einem 2009 erschienenen Artikel der *Berliner Zeitung* findet man ein Zitat von Sprachwissenschaftler Günter Stock, das sich auf den Standpunkt des Kiezdeutschen als Sprechweise für Ungebildete beruft: „Wir nutzen und pflegen den Reichtum unserer Sprache nur nicht mehr so wie Goethe“ (Leszczynski, „Ich mach dich Messer“). Die Erwähnung Goethes ist an dieser Stelle symbolisch für das gebildete Deutsch einer vermeintlich vergangenen Zeit. Eigentlich bedauert Stock nicht unbedingt die Verbreitung des Kiezdeutschen, sondern den seiner Meinung nach erbärmlichen Stand der deutschen Sprache im weitesten Sinne. Da seine Äusserung aber in einem Artikel über Kiezdeutsch erscheint, lässt sie sich ganz leicht uminterpretieren—ein Umstand, wovon sogar der Autor des Artikels scheinbar betroffen ist, denn der darauf folgende Absatz spricht die vermeintliche Problematik des Kiezdeutschen als ungebildete Sprechweise etwas klarer an: „[Stocks Anmerkung] könnte in den Ohren Kreuzberger Lehrer sehr akademisch klingen. Hier klagen Grundschulpädagogen inzwischen darüber, dass nur ein Fünftel ihrer Schüler dem Unterricht gut folgen kann. Der Rest habe Probleme mit dem Deutschen“ (Leszczynski, „Ich mach dich Messer“). Hier wird dem Kiezdeutschen praktisch vorgeworfen, dass durch seine Verbreitung die Ausbildung Jugendlicher nahezu unmöglich wird. Diese gefühlte

Gefahr vor einer „Erosion der Sprache der Dichter und Denker“ (Kliemann, „Machst du rote Ampel!“) sei Wieses Meinung nach grundlos: eine Verbindung zwischen Kiezdeutschgebrauch und Bildungsniveau lasse sich einfach nicht ziehen („Kiezdeutsch: Jugendsprache ist besonders kreativ“). Nichtsdestotrotz besteht die Angst, dass Kiezdeutsch und seine grammatischen Neuerungen auf mangelnde Ausbildung verweisen könnten.

Untrennbar mit der oben dargelegten Annahme verknüpft, dass Kiezdeutsch eine Verarmung der deutschen Sprache und Kultur durch fehlende Bildung darstelle, ist eine zweite Tendenz in Schriftmedien recht häufig vorzufinden. Nämlich, die „Falschheit“ des Kiezdeutschen sei auf Immigranten und die Überfremdung Deutschlands durch Zuwanderung zurückzuführen. Obwohl, wie erwähnt, die meisten Sprachwissenschaftler davon ausgehen, dass Kiezdeutsch mindestens zum Teil dem Gastarbeiterdeutsch türkischstämmiger Immigranten der 60er und 70er Jahre entsprungen sei, ist die Behauptung, Kiezdeutsch sei das Deutsch „der Nicht-Deutschen“ schon längst nicht mehr tragbar, spätestens seit der Forschung zu den multikulturellen Wurzeln der kiezdeutschen Sprechweise von Wiese und Marossek. Jedoch scheint diese Tatsache vielen entgangen zu sein: es besteht immer noch die Neigung in Medienkreisen und der allgemeinen Öffentlichkeit, Kiezdeutsch als Sprache der Fremden und Aussenseiter einzustufen. In dem Factiva-Archiv ergibt eine Suche nach Kiezdeutsch im Zusammenhang mit „Migrationshintergrund“ 69 Treffer, mit „türkisch“ sogar 78: die hohe Trefferanzahl weist definitiv auf eine starke Verbindung zwischen Kiezdeutsch und einer gewissen Fremdheit hin, auch wenn sich diese Verbindung nur durch genauere Untersuchung näher definieren lässt.

Eine Fehlinformation stellt es an sich natürlich nicht dar, Kiezdeutsch mit Migration in Verbindung zu ziehen. Doch die Art und Weise, wie dieser Zusammenhang in den

Schriftmedien oft hergestellt wird, lässt einiges erschliessen, was der sprachlichen Realität einfach nicht entspricht. Z.B. kommt die Bezeichnung des Kiezdeutschen als „Mischsprache“ („Subkultur“), „Mischmasch“ (Amjahid, „Kiezdeutsch ist mehr“) oder sogar „Pidginsprache“ („Welttag der Muttersprache“) in Zeitschriftartikeln nicht allzu selten vor, und dass obwohl, wie von Auer und Wiese nachgewiesen, Kiezdeutsch unbestreitbar eine *deutsche* Sprechweise ist. Die verhältnismässig geringe Anzahl an Lehnwörtern, Ausdrücken und Satzstrukturen aus dem Türkischen oder Arabischen, die im Kiezdeutschen Gebrauch finden, wird häufig zur Hauptsäule der Sprache aufgeblasen, wie etwa in dem unten zitierten 2012 Artikel des *Tagespiegel*, worin das Kiezdeutsche abwertenderweise auf einem vom Autor künstlich erschaffenen Kiezdeutsch beschrieben wird.

Isch mach Text. Machst du Lesen? Musst du machen lesen! Yallah! Ist Kiezdeutsch. Hat so Frau geforscht. Weisstu, so Sprachwissenschaftlerin. Heike Wiese. Hat gesagt, isch mach Straße und geh hören. Hat sie gefunden so krass den Multiethnolekt. Wird gesprochen im Kiez mit divers... ähm, also so mit so viele ethnische Wurzeln. Iss so rabisch drin, und türkisch und krass viel deutsch. (Schümann, „So voll krass“)

Dass der Text sich nur schwer überhaupt lesen lässt, entspricht natürlich der Absicht des Autors. Der Gebrauch von Fremdwörtern („Yallah“, etwa Arabisch für „echt“), türkisch beruhenden Satzstrukturen („Hat sie gefunden so krass den Multiethnolekt“) und Wörter, die auf das Fremde im Kiezdeutschen verweisen („ethnisch“ und „türkisch“) zielt wohl auf eine beabsichtigte Befremdung des Lesers ab. Kurz gesagt, wird hier Kiezdeutsch zur Fremdsprache, etwas kaum noch verständlich für Deutschmuttersprachler. Demzufolge sei Kiezdeutsch natürlich „falsches Deutsch“, denn es handele sich hierbei um Leute mit Migrationshintergrund, die Deutsch nicht mal vollständig beherrschen.

Warum Kiezdeutsch als vermeintliche Sprache einer Ausländerbevölkerung eine Gefahr für deutsche Kultur darstellen könnte, hängt vermutlich mit der Angst vor einer Verwischung sämtlicher als „deutsch“ empfundener Werte zusammen. Der Beitrag auf der VDS-Homepage klingt an dieser Stelle unvermeidlich nach, eben dass Ländern ohne eine einheitliche Sprache, „diese wichtige Bedingung hoheitlicher Legitimation und gesellschaftlichen Zusammenhalts“ fehle (VDS Homepage). Kiezdeutsch, als angebliche Mischsprache einer Migrantenpopulation, verhindere also diesen „gesellschaftlichen Zusammenhalt“ und demnach die weitere Pflege der deutschen Kultur.

Es ist zudem nicht allzu selten der Fall, dass Kiezdeutschsprechern eine aktive Rolle in diesem gesellschaftlichen Verfall zugeschrieben werden. Eine gewisse Gewalttätigkeit wird oft bei Kiezdeutschsprechern angenommen: Phrasen wie „ich mach dich Messer“ (46 Treffer auf Factiva) oder „ich mach dich Krankenhaus“ (24 Treffer auf Factiva), die von Wiese als übertriebene Provokationen banaler Art betrachtet werden, ziehen dennoch einige Sprachschützer als Beispiele kulturellen Zusammenbruchs und Kriminalität heran (Leszczynski, „Bring mal Colamola“). Kiezdeutsch zerstöre durch seine Falschheit also sämtliche Hoffnung auf die Integration von Migranten in die Gesellschaft, die sich demzufolge der Gewalt zuwenden: ihre Sprecher wollen offensichtlich die Gesellschaft zugrunde gehen sehen. Wiese hingegen sehe das Kiezdeutsche als „Beispiel für gelungene Integration“, allerlei sprachlicher Einflüsse ins Deutsche, also gerade das Gegenteil von apokalyptischen Fürchten, dass Kiezdeutsch einen sprachlichen und kulturellen Verfall vorandeute (Simon, „Man schminkt sich“). Zudem ist wichtig zu vermerken, dass die meisten Kiezdeutschsprecher wohl keine Immigranten sind: die Meisten sind tatsächlich in Deutschland geboren und aufgewachsen, ungeachtet der Herkunft ihrer Eltern. Ausländer oder Immigranten seien also in diesem Bezug bloss rassistisch anmutende Bezeichnungen,

die das Deutschsein als untrennbar von weisser deutscher Herkunft empfinden.

Überraschend ist es trotzdem nicht, dass solche negativen Einstellungen gegenüber dem Kiezdeutschen zirkulieren, da sie, wie erwähnt, schon irgendwie auf der Realität beruhen: nämlich, dass Kiezdeutsch Elemente mehrerer Sprachen aufnimmt und zum Teil in dem Gastarbeiterdeutsch türkischer Immigranten wurzelt.

Obwohl die Schriftmedien Deutschlands eine scheinbar unreduzierbare Komplexität zu Diskursen um Kiezdeutsch aufweisen, ist es trotzdem möglich, dessen Thematik in zwei Lager einzuteilen. Einerseits findet sich keine kleine Anzahl an Artikeln, hauptsächlich von der Forschung von Wissenschaftler wie Wiese und Marossek unterstützt, die sich unterfangen, das Kiezdeutsche in einem positiven Licht darzustellen. Kiezdeutsch als Dialekt ist das Hauptargument bei solchen Herangehensweisen, der einfach grammatisch von dem Standardidiom abweicht, ohne dafür Negatives nach sich zu ziehen. Andererseits, und überwiegend in der Mehrzahl, stellt sich eine Reihe von besorgten Bürgern, Lehrern und Sprachschützern der akzeptierten Forschungsmeinung gegenüber: aus Angst, Kiezdeutsch wäre ein „falsches Deutsch“, von einer kriminell geneigten Ausländerpopulation gepflegt, das durch seine negativen Auswirkungen auf Bildung und seine angeborene Fremdheit der deutschen Kultur schlechthin zugrunde geraten lasse.

4. Kiezdeutsch im Film: ein Überblick

Wie Kiezdeutsch in den aktuellen deutschen Schriftmedien dargestellt wird, lässt sich kurzum als stark negativ bewertet beschreiben. Im deutschen Kino sind ebenfalls einige dieser zum Teil fragwürdigen Stereotype, die mit dem Kiezdeutschen in Verbindung stehen, nicht selten zu betrachten: vor allem, wie sich erwarten lässt, in jenen Filmen, in denen sich die Handlung um Jugendliche bzw. Migrantenkinder dreht. Als neuestes Beispiel des Kiezdeutschgebrauchs im filmischen Rahmen wird in dieser Arbeit hauptsächlich der 2013 erschienene *Fack ju Göthe* herangezogen und diesen Stereotypen entsprechend analysiert: jedoch muss zuerst eine Art Grundriss der bisherigen Lage in Bezug auf die filmische Darstellung von Kiezdeutsch dargelegt werden, um die neuesten, von herkömmlichen Filmen zum Teil sogar abweichenden Tendenzen, die *Fack ju Göthe* aufweist, besser zu verstehen.

In einem Aufsatz zu sämtlichen Realisierungen von Kiezdeutsch, sowohl in der Gesellschaft selbst als auch im Film, beschreibt Auer, wie filmisch dargestellte Sprechweisen letztendlich künstliche Erfindungen einzelner Drehbuchautoren seien (5). Kurz gesagt, wenn, nach Auers Terminologie, Kiezdeutsch als kreative, in multi-ethnischen Vierteln gesprochene Sprechweise einem „primären“ Dialekt entspreche, dann bilde die Sprache, die Zuschauer in deutschen Kinos als Kiezdeutsch wahrnehmen, einen sogenannten „sekundären“ Dialekt. Dieser erweist sich als eine mediale Sprache, die ausschliesslich in Filmen und Fernsehen Gebrauch findet. Das „sekundäre“ Kiezdeutsch ist keineswegs eine einheitliche oder standardisierte Sprache, da ja jedem Drehbuchautor die künstlerische Freiheit, eine eigene Filmsprache zu konstruieren, zusteht. Es verfügt aber schon über einige Tendenzen (Auer 5). „Sekundäres“ Kiezdeutsch als Erfindungen einzelner Autoren zu betrachten heisst auch nicht, dass diese medialen Dialekte dem „primären“, authentischen Kiezdeutsch auf keinerlei Weise ähneln. Ganz im Gegenteil: Diese Reihe von „sekundären“ Dialekten lässt sich kurzum

als Repräsentationen des „primären“ Dialekts erfassen: sie beruht zwangsläufig bis auf einen gewissen Grad auf wirklichen Äusserungen im Kiezdeutsch, indem sie dem Zuschauer einigermaßen bekannt vorkommen muss. Dennoch wird bei solchen Entwürfen das tatsächlich gesprochene Kiezdeutsch prinzipiell lediglich künstlich nachgeahmt: der „sekundäre“ Dialekt spiegelt daher nicht immer eine sprachliche Realität wider, sondern vielmehr Stereotype zu Kiezdeutsch und seinen Sprechern (Auer 5, 6).

In ihrem Buch über die mediale Rezeption zu Jugendsprache in verschiedenen Medienformen, *Kanak Sprak versus Kiezdeutsch-Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall*, spricht Sprachwissenschaftlerin Hatice Canoğlu ebenfalls die Tatsache an, dass die Sprechweise, die in Filmen als Kiezdeutsch aufgefasst wird, keinen authentischen Äusserungen per se entspreche, sondern überwiegend „Stereotypisierung, Stigmatisierung, Stilisierung und symbolische Imagination“ gegenüber dieser bestimmten Sprechweise sei (46). Dabei betont sie, dass Kiezdeutsch nicht unbedingt deswegen im Film eingesetzt wird, um z.B. eine authentisch wirkende Schulhofwelt oder multiethnische Gegend nachzubilden, sondern um die Vorstellungen der deutschen Öffentlichkeit sowohl heranzuziehen als auch zu bestätigen. Kiezdeutsch als medialer „sekundärer“ Dialekt habe also ihrer Auffassung nach hauptsächlich einen symbolischen Wert: es stehe letztendlich für Stereotype, die schon weite Verbreitung geniessen, und untermauere diese Vorstellungen bzw. treibe sie weiter voran (Canoğlu 50, 51).

Canoğlu beschreibt auch einige der Stereotype gegenüber Kiezdeutsch, die in der öffentlichen Meinung geläufig und besonders ausgeprägt sind, und die schon etwa im vorangehenden Kapitel dieser Arbeit in Bezug auf Schriftmedien vorgelegt wurden. Unter anderen werden Kiezdeutschsprecher als „andersaussehend“, also Migranten, abgestempelt, die eine gewisse „Mischsprachigkeit“ aufweisen: sie seien also des Standarddeutschen nicht

mächtig und seien demzufolge auf eine komische Mischung mehrerer Sprachen angewiesen (Canoğlu 51, 52). Medienwissenschaftler Markus Spöhrer bietet in seinem Aufsatz über Filmrepräsentationen von Deutschtürken einige konkrete Beispiele dieser Merkmale in einem filmischen Rahmen: Filme wie Özgür Yildirims *Chiko* oder Fatih Akins *Kurz und Schmerzlos* inszenieren Deutschtürken als Hauptfiguren, die das Standarddeutsche nur bis auf einen gewissen Grad beherrschen und demnach viel Türkisch in ihre Sprache hineinbringen (124, 125). Kiezdeutsch wird also immer wieder mit „Anderssein“ in Verbindung gezogen—eine Einstellung, der die rassistische Annahme, dass Deutschsein unmittelbar mit weisser Haut und deutschsprachigen Vorfahren verknüpft sei, zugrundeliegt. In diesem Zusammenhang ist wichtig zu erwähnen, dass solche Stereotypen ungeachtet der politischen oder kulturellen Botschaften der jeweiligen Filme erscheinen: das heisst, es ist letztendlich eher nebensächlich, ob die einzelnen Filme ihre jeweiligen Kiezdeutschrepräsentationen als wirklichkeitsnah, amüsant, sprach- oder gesellschaftskritisch vorsehen. Das Stereotyp von Kiezdeutsch als fast eine Art Fremdsprache einer Ausländerbevölkerung wird trotzdem herangezogen und durch seine Allgegenwärtigkeit im filmischen Rahmen als Norm empfunden.

İnci und Auer beschäftigen sich in ihrem Buch zu Kiezdeutsch ebenfalls mit filmisch dargestellten Stereotypen gegenüber dem Kiezdeutschen und vermerken, dass grammatische Regeln für mediale Sprechweisen oft frei erfunden werden, vermutlich in Bezug des Kiezdeutschen mit der Absicht, ein „falsches Deutsch“ der Ungebildeten widerzuspiegeln (218, 219). Einige der Merkmale des „sekundären“ Dialekts ähneln zwar den grammatischen Abweichungen vom Standarddeutschen, die das Kiezdeutsche tatsächlich aufweist (z.B. fehlende Präpositionen), dafür sind viele andere nicht in authentischen Gesprächen zwischen Kiezdeutschsprecher belegt (bei manchen Sätzen z.B. fehlt

Konjugierung des Verbes komplett) (İnci u. Auer 219, 220). Dieses „falsche Deutsch“, worauf sich İnci und Auer in ihrem Buch berufen, hat interessanterweise mehr mit dem Gastarbeiterdeutschen der 60er und 70er Jahre als mit Kiezdeutsch gemeinsam: dass allzu oft dieser Unterschied im filmischen Rahmen nicht mal ansatzweise in Betracht gezogen wird, zeigt, wie wenig dieser Reihe von „sekundären“ Dialekten authentisches Kiezdeutsch unterliegt. Es geht banalerweise allzu oft darum, herkömmliche Stereotype aufzugreifen und sie weiterhin zu propagieren, statt mit Vorurteilen und Stigmatisierung aufzuräumen. Selbst in Filmen wie *Kardeşlar-Geschwister*, worin sich mit sprachbezogenen Vorurteilen kritisch auseinandergesetzt werden (Spöhrer 125, 126), berufen sich Filmemacher zwangsläufig auf die herkömmliche öffentliche Meinung zu Kiezdeutsch als gebrochener Sprache, was diesen Vorbehalten noch weitere Verbreitung gewährt.

Dass auch ausgerechnet gewaltsam anmutende Äusserungen einen recht hohen Gebrauch im „sekundären“ Dialekt des Kiezdeutschen finden, erwähnen İnci und Auer auch: laut ihrer Recherche werde immer wieder auf Phrasen wie, „da wird Messer gezogen“ zurückgegriffen, die sich natürlich auf medial geprägte Fürchte vor Sprach- und Kulturverfall berufen. Auch Spöhrer betrachtet die sogenannte „gewaltbereite und kriminelle“ Figur des kiezdeutschsprechenden „Kanaken“ als besonders hervorstechend in der Reihe von herangezogenen Stereotypen zu der Sprechweise: er weist damit auf Filme wie *Geschwister-Kardeşlar* (1997) und *Kanak Attack* (2000), sowie neuere Serien und Filme wie *Türkisch für Anfänger* (2012) als herausragende Beispiele dafür hin (125). Es geht in den obigen Filmen nicht unbedingt um vollzogene Gewalttaten (obwohl sich solches Verhalten nicht ausschliessen lässt), sondern vielmehr um eine gewisse Aggressivität, durch Wörter und Haltung. Jedoch sei laut Spöhrer das Suggestieren von Gewalt im Zusammenhang mit Kiezdeutsch mehr als ausreichend für die weitere Einbettung dieses Stereotyps in die

Vorstellungskonstellation der allgemeinen deutschen Bevölkerung. Sogar bei einer Fernsehserie (und folgendem Kinofilm) wie *Türkisch für Anfänger*, in denen sich die gewaltsam anmutende Hauptfigur schliesslich als harmlos entfaltet, muss zuerst das Stereotyp herangezogen werden, um dann das Gegenteil als Einzelfall zum Vorschein zu bringen. Dabei ist auch wichtig zu vermerken, dass die Andeutung von Gewalt in den von Spöhrer aufgegriffenen Filmen oft gegen sogenannte „Bildungsbürger“ gerichtet ist, was die Flammen der Furcht vor einem gesellschaftlichen Zusammenbruch im Sinne von Verein Deutsche Sprache nur schüren können.

Es handele sich also bei solchen stark negativen Stereotypen gegenüber dem Kiezdeutschen hauptsächlich um eine Verbildlichung bzw. eine Weiterführung der schon bestehenden Vorstellungen gegenüber Kiezdeutsch, die in der öffentlichen Meinung und Schriftmedien breiten Umlauf geniessen. Die Sprache sei, wenn Filme als Spiegel der Gesellschaft aufgefasst würden, ein falsches, mischsprachiges Idiom, das überwiegend von gewaltsamen und ungebildeten Ausländern verwendet werde. Diese Auffassung zu Kiezdeutsch mag zwar der soziolinguistischen Realität genauso wenig wie die geläufigen Meinungen über die Sprechweise in den Zeitschriften entsprechen: nichtdestotrotz sind einige wenn nicht alle schon weitestgehend in der Gesellschaft akzeptiert und einigermaßen stabil. Wieses Versuche etwa, mit abwertenden Darstellungen des Kiezdeutschen aufzuräumen, sind scheinbar bisher wenig erfolgreich geblieben: dass Filmemacher immer wieder diese Vorbehalte ansprechen und einsetzen, selbst wenn sie versuchen, mit jenen aufzuräumen, zeigt, dass diese Vorurteile über eine starke Präsenz in der allgemeinen Öffentlichkeit verfügen.

5. *Fack ju Göhte* als medialer Aufwertungsversuch mit Hinsicht auf Kiezdeutsch

Kiezdeutsch leidet unter einem stark negativen Ruf, sowohl in der allgemeinen Öffentlichkeit als auch in seiner Repräsentation im deutschen Kino. Die soziolinguistisch betrachtet eher fragwürdigen Stereotype, die in diesem Bezug nicht selten herangezogen werden, mögen nur randmässig wenn überhaupt der sprachlichen Realität entsprechen: jedoch schleichen sie aufgrund ihrer schon seit gut einem Jahrzehnt etablierten Erkennbarkeit in jegliche Winkel des Filmgeschäfts hinein. Auch in dem 2013 erschienenen Komödie *Fack ju Göhte* (Regie: Bora Dagtekin) kommen recht viele dieser negativeren Stereotype zum Einsatz. Der Film handelt von dem Kleinkriminellen Zeki Müller, der als Vorwand für seine Missetaten einen Job als Aushilfslehrer an einer Berliner Schule erlangt, der aber letztendlich gerade durch seine Ähnlichkeiten mit den „Problemschülern“ in seiner Klasse der Richtige ist, um denen Motivation und eine Lust aufs Lernen zu schenken. Als ein Film, dessen Hauptinszenierungsort einem Schulhof in einer multikulturell anmutenden Gegend Deutschlands entspricht, ist ja auch nicht allzu überraschend, dass Kiezdeutsch in *Fack ju Göhte* herangezogen wird. Immerhin, Kiezdeutsch ist, sowohl im Rahmen der öffentlichen Meinung als auch in Sprachforschungskreisen eng mit grossstädtischer Jugend und multiethnischen Vierteln verknüpft.

Jedoch erbringt eine nähere Betrachtung von Sprache und Sprachgebrauch in *Fack ju Göhte* einiges Interessante, was man von einem Comedy-Film über Schüler aus sogenannten bildungsfernen Schichten zunächst nicht erwarten würde. Genauer gesagt, scheint sich der Film ganz absichtlich mit Vorurteilen und Fehlinformationen über Jugendsprache kritisch auseinanderzusetzen. Viele der Stereotype gegenüber Kiezdeutsch werden im Laufe des Films als lächerlich oder sogar schlicht falsch blossgestellt. Der Film räumt vor allem mit jenen gesellschaftsbezogenen Vorurteilen gegen die Sprechweise auf, die eine Einstufung

des durchschnittlichen Kiezdeutschsprechers als gewaltbereit, ungebildet und „fremd“ ermöglichen: ihre Sprecher im Film werden zwar zunächst als aggressiv und desinteressiert, letztendlich aber als klug und einfallsreich dargestellt, also keine ungebildete Gefahr für die deutsche Sprache und Kultur. In diesem Bezug ist die Darstellung zweier Schüler sowie die der Hauptfigur Zeki Müller erwähnenswert. Zekis Inszenierung im Film muss insbesondere in Betracht gezogen werden, da er, als Kiezdeutschsprecher und vermeintlich ungebildeter Mensch, genau derjenige ist, der als Aushilfslehrer den Schülern im Film eine Leidenschaft für Schule und Bildung verleiht. Er steht also an der Grenze zwischen zwei vermeintlich nicht überlappenden Lagern: das eines Kiezdeutschsprechers und eines Bildungsbürgers, und spielt demzufolge eine besondere Rolle in dieser sprachlichen Auseinandersetzung.

Des Weiteren zieht *Fack ju Göhte* nicht nur die öffentliche Meinung zu Kiezdeutsch selbst heran, sondern beschäftigt sich ebenfalls mit der Standardsprache, hauptsächlich durch Beispiele von allgemein akzeptierten grammatischen Abweichungen in der Standardsprache, um dadurch klarzulegen, dass sprachliche Neuerungen nicht nur im Kiezdeutschen entstehen können und demnach kein ausreichender Beweis für sprachlichen oder kulturellen Verfall seien. Der Film geht also nicht nur direkt auf das Thema Kiezdeutsch ein, sondern spricht auch das Standardidiom und seine weitestgehend belegten sprachlichen Verschiebungen an, um damit die Besorgnisse von jenen Sprachschützern, die in Kiezdeutsch eine Gefahr für die Sprache Goethes erkennen, als unbegründet aufzuzeigen. Insgesamt ist *Fack ju Göhte* als Aufwertungsversuch mit Hinsicht auf Kiezdeutsch zu betrachten: Regisseur und Drehbuchautor Dagtekin lässt seine kiezdeutsch sprechenden Figuren als kreative, wenn nicht unbedingt traditionell gestaltete, Schüler inszenieren, und legt damit die These vor, dass Kiezdeutsch kein Anzeichen eines sprachlichen bzw. kulturellen Verfalls sei, sondern nur

eine neue Sprechweise darstelle, die sich genau wie das Standarddeutsche im ständigen Wandel befinde.

Bevor sich diese These aber ausführlicher darbieten lässt, muss vorerst die Sprache der Schüler und der Hauptfigur Zeki im Film analysiert und dementsprechend als Kiezdeutsch eingestuft werden. Dabei werden sowohl die sprachwissenschaftliche Forschung Wieses und Auers als auch mediale Meinung herangezogen. Der Terminus wird immerhin nicht direkt im Film verwendet, was auf jeden Fall eine genauere Betrachtung der Filmsprache benötigt.

Rein auf der sprachlichen Ebene scheinen einige Merkmale der Jugendsprache in *Fack ju Göhte* auffälligerweise auf eine Auffassung der Sprache als Kiezdeutsch hinzudeuten. Artikel werden z.B. immer wieder weggelassen oder scheinbar ungeachtet Genus eingesetzt, was ein sehr bekanntes Kennzeichen des Kiezdeutschidioms bildet. Wenn sich die Schülerin Chantal bei ihrem Lehrer Zeki nach der zurzeit fälligen Hausaufgabe erkundigt, fragt sie wohl, was „auf Liste steht,“ (40:20) und wenn der aggressive Schüler Daniel denselben Herrn Müller mit der Verwendung von „das Hure“ beleidigen will, leistet ihm die Lehrerin Elisabeth Schnabelstedt Korrektur, indem sie sagt, „Daniel, Hure ist ein feminines Substantiv“ (46:40).

Der Gebrauch von Lehnwörtern kommt ebenfalls recht häufig im Film vor, vielleicht sogar im grösseren Ausmass als im tatsächlichen Kiezdeutschsprachgebrauch. Wendungen, vor Allem aus dem Englischen, werden in etliche Äusserungen der Schüler eingefügt, von „push-up“ („Busenhalter“) (9:47) bis hin zu komischen deutsch-englischen Mischformen wie „geborderlinert“ (also ungefähr „durchgedreht“) (61:14). Lexeme aus anderen Sprachen wie Arabisch oder Türkisch kommen im Vergleich dazu verhältnismässig selten vor, und werden scheinbar ausschliesslich von denen Figuren benutzt, die etwa vom Namen und Aussehen her (hauptsächlich Burak und Zeynep) einen Migrationshintergrund haben sollen (30:35) (51:05). Auch die Koronalisierung des Ich-Lautes findet fast ausschliesslich unter Schülern

mit Migrationshintergrund Gebrauch (Chantal ist die einzige Ausnahme), kommt aber bei ihnen sehr konsequent und häufig vor.

Andere Elemente des Kiezdeutschen hingegen, die in der Forschung weitestgehend belegt sind, fehlen komplett im Film oder werden nur am sprachlichen Rande dargestellt.

Syntaktische Abweichungen des Kiezdeutschen wie erweiterte Verbstellungsmöglichkeiten werden nicht verwendet, und der Gebrauch von „machen“ als Funktionsverb kommt lediglich in Fällen vor, bei denen das Verb auch einigermaßen im Standarddeutschen als Funktionsverb tauglich ist (z.B., „Begleitung machen“) (68:22). Die Abschleifung oder Reduzierung von Verbformen zu Aufforderungseinleiter (ischwör oder lassma) ist übergreifend im ganzen Film zu betrachten, wobei solche Strukturen ebenfalls in anderen umgangssprachlichen Registern des Deutschen nachweisbar sind, sodass ihre Verwendung im Film kein eindeutiger Beweis für eine Auffassung der Filmsprache als Kiezdeutsch ist.

Soziolinguistisch betrachtet ist dazu die Hauptfigur von Zeki besonders problematisch für eine Auffassung der Sprache in *Fack ju Göhte* als Kiezdeutsch. Sprachwissenschaftler sind sich ja darüber relativ einig, dass Kiezdeutsch ausschliesslich eine Jugendsprache darstelle, was den Lehrer Zeki als Kiezdeutschsprecher eigentlich ausschliessen soll. Dennoch verwendet er dieselben groben Ausdrucksweisen wie seine Schüler. Dies lässt sich aber möglicherweise in der filmischen Gegebenheit erklären, dass Zeki bildungsmässig ein einziges Desaster darstellt. Sogar am Filmauftakt, der Zeki als frisch aus dem Gefängnis inszeniert, wird auf seine Bildungsmängel verwiesen, wenn die mit der Ausbildung von Insassen beauftragte Lehrerin anmerkt, dass Zeki über so wenige Allgemeinkenntnisse verfügt, dass er „eine Gefahr für die Öffentlichkeit“ darstelle (00:40). Er könnte also schon als möglicher Kiezdeutschsprecher wahrgenommen werden, da er akademisch sich immer noch auf dem Niveau eines Schülers befindet. Womöglich ist er der Jugendsprache wegen

seinen akademischen Umständen einfach noch nicht entwachsen. Als junger Erwachsene ist auch nicht auszuschliessen, dass Zeki einfach in die noch jüngere Altersgruppe dieser Sprechweise verallgemeinert mit einbezogen wird.

Letztendlich aber lässt die Tatsache, dass einige sprachliche Eigenschaften des Kiezdeutschen gar nicht oder eher falsch in *Fack ju Göhte* eingesetzt werden, keineswegs die Möglichkeit ausschliessen, dass die Sprache im Film eine Repräsentation von Kiezdeutsch darstellt. Wie İnci und Auer etwa in ihrem gemeinsamen Buch anmerken, weisen sogenannte „sekundäre“ Dialekte nicht immer dieselben Merkmale wie den „primären“ Dialekt auf. Vielmehr spiegeln mediale Sprachen jene Stereotype gegenüber der jeweiligen Sprechweise wider, die sich in der Öffentlichkeit breiten Umlaufs erfreuen (İnci u. Auer 220). Die Sprache im Film mag z.B. nicht der sprachlichen Realität entsprechen, dass Kiezdeutschsprecher in der Regel auch des Standarddeutschen mächtig sind. Aber genau deswegen lässt sich eine Einstufung der im Film dargestellten Sprache als Repräsentation des Kiezdeutschen so leicht vollziehen, denn einige der geläufigsten Annahmen zu Kiezdeutschsprechern werden im Film auf zum Teil grobe und übertriebene Weise aufgegriffen, wodurch ein Verständnis der Sprache als mediale Darstellung des Kiezdeutschen unvermeidlich wird.

Als erste dieser Annahmen zu Kiezdeutsch lässt sich das Stereotyp, dass Kiezdeutschsprecher potenziell gewalttätig sind, relativ leicht in *Fack ju Göhte* betrachten. Gewalt und Drohungen deren entspricht ein wesentlicher Teil des Films, was natürlich auf öffentliche Meinung zu Kiezdeutschsprechern zurückgreift. Diese taucht oft in der Form von groben Ausdrucksweisen wie „fick dich man!“ auf, ist aber nicht auf Drohungen begrenzt: Oft wird körperliche Gewalt im Film verübt: z.B. wenn Herr Zeki Müller, in dem Versuch, seine schwänzenden Schüler wieder in das Klassenzimmer zu locken, eine automatische

Paintballgewehr einsetzt (34:18). Solche Szenen, obwohl ganz offensichtlich nicht in der Realität verwurzelt, lehnen sich eindeutig an das mediale Musterbild eines durchschnittlichen Kiezdeutschsprechers in anderen Filmen und Schriftmedien als gewalttätig an. Spätestens wenn ein besonders problematischer Schüler namens Daniel (dessen Kosenamen „Danger“ ebenfalls eindeutig in Richtung hin zu Gewalt deutet) ohne besondere Provokation seinen Lehrer schlägt, ist es kaum möglich, über die Verbindung zwischen Gewalt und Jugendsprache im Film hinwegzusehen (46:40).

Obwohl Gewalt auf konsequente Art und Weise in *Fack ju Göhte* als Kennzeichen eines vermeintlich typischen Kiezdeutschsprechers eingesetzt wird, ist vor Allem die Anspielung auf Bildungsmängel unter den Schülern im Film Anzeichen davon, dass hier auf eine Auseinandersetzung mit Kiezdeutsch abgezielt wird. Zeki, der Kleinkriminelle, der zufällig einen Nebenjob als Aushilfslehrer erlangt, unterrichtet in der Klasse 10-B, deren Schüler allesamt als desinteressiert und unmotiviert gelten. Die Rektorin bezeichnet die Lage wie folgt: „die Klasse befindet sich in einem intellektuellen Vakuum“ (61:57): Zeki hingegen hält sich nicht zurück, und bezeichnet sie schlicht als „Abschaum“ (53:21). Selbst Müller, als Lehrer der 10-B Klasse verfügt über keine ausreichende Bildung: er muss den Notennachweis seiner Kollegin und Liebesinteresse Frau Schnabelstedt fälschen, um überhaupt den Job zu erlangen, und erwähnt im Film, wie er nur, „so bis zur neunten [Klasse] oder so“ an der Schule ging, denn diese Zeit war seine „Crack-Phase“ (02:38). Dass sogar der Lehrer dieser Schüler in herkömmlicher pädagogischer Hinsicht ungebildet erscheint, ist als Übertreibung und Betonung dieses Stereotyps zu betrachten. Der Zuschauer soll diese Klasse als noch dümmer, noch einfältiger, noch problematischer wahrnehmen: kurz gesagt, ihre Sprechweise (besonders mit Bezug auf fehlende Artikel, die, wie erwähnt, direkt im Film angesprochen werden) soll vom Zuschauer direkt an ihre Bildungsmängel angeknüpft

werden. Ungebildete Schüler verständigen sich mittels eines unverständlichen Idioms, was sich natürlich ganz reibungslos in den Diskurs um Kiezdeutsch als gebrochenes Idiom mit einbeziehen lässt.

Andere medial geprägte Stereotype gegenüber dem Kiezdeutschen tauchen gelegentlich im Film auf, ohne dass sie zu zentralen Handlungselementen gezählt werden können. Der Titel des Films lässt z.B. so einiges mutmassen: „Fack ju Göhte“, oder „Fick dich Goethe“ kann irgendwie als Beleidigung gegenüber der sogenannten Sprache Goethes, oder Standarddeutsch, interpretiert werden. Ebenfalls ist der Name der Schule im Film, Goethe Gesamtschule, als eine Art verhüllter Witz zu verstehen: dass Goethes beinahe heiliger Name dieses „intellektuelle Vakuum“ versieht, kann man schon als lustige Gegenüberstellung der Kreativität des Dichters mit der sackgassenartigen, desinteressierten Stimmung im Klassenzimmer. Allein würden solche Elemente nichts Besonderes taugen, im Zusammenhang mit den im Film stark ausgeprägten bildungs- und gewaltsbezogenen Stereotypen aber unterstützen sie weiter eine Auffassung der Jugendsprache in *Fack ju Göhte* als Kiezdeutsch.

Ausserhalb des Films selbst ist auch wichtig zu vermerken, dass die Filmsprache in *Fack ju Göhte* recht oft in den deutschen Schriftmedien als Kiezdeutsch bezeichnet wird. Ob in einem satirischen *Zeit*-Artikel, der die Filmsprache als „grobes, derbes, plastisches, wunderbar falsches Deutsch...Kiezdeutsch, cooles Deutsch, Locker-Deutsch...“(Uslar, „Die Teenagerkomödie“) beschreibt, oder im Rahmen etlicher Interviews über die Sprache im Film mit Sprachwissenschaftlern wie Wiese, sind sich sämtliche Zeitschriften Deutschlands anscheinend darüber einig, dass die Jugendsprache, die im Film vorgeführt wird, zumindest eine Art Kiezdeutsch darstellen soll. Hierbei ist gar nicht so wichtig, dass, Wiese, die wie schon erwähnt immer wieder als sogenannte Kiezdeutschexpertin von Zeitungen

herangezogen wird, in solchen Zeitungsartikeln immer wieder auf die Tatsache verweist, dass die dargestellte Filmsprache bloss eine künstlerische Erfindung des Drehbuchautors sei (Huber, „Fack ju Göhte“). Viel bedeutsamer ist hingegen die Annahme von Zeitschriften quer durch Deutschland, deren Redaktionen ausgerechnet Kiezdeutschforscherin Wiese mit dem Film in Verbindung zu setzen versuchen. Dies zeigt auf jeden Fall einen starken Bezug aus der Sicht der Öffentlichkeit zwischen Kiezdeutsch und der Jugendsprache in *Fack ju Göhte* auf, welcher einem letztendlich eine Auffassung der Filmsprache als Repräsentation des Kiezdeutsch relativ problemlos zulässt. Darauf, ob die Schüler im Film sich tatsächlich auf Kiezdeutsch unterhalten, kommt es nicht an, da es sich im Film ohnehin zwangsläufig um einen künstlichen „sekundären“ Dialekt handeln muss.

Einige medial geprägte Stereotype gegenüber dem Kiezdeutschen im Rahmen des Films *Fack ju Göhte* sind schon in Betracht gezogen, dennoch ist nun eine nähere Beleuchtung des scheinbar stark negativen Sprachbilds im Film angebracht, denn diese Vorurteile werden scheinbar nicht übergreifend im Film durchgesetzt: tatsächlich werden sie grösstenteils im Laufe der Handlung auf den Kopf gestellt. Um diesen Prozess näher zu erforschen werden die Figuren zweier Schüler im Film genauer betrachtet, die jeweils eines der Stereotype gegenüber Kiezdeutsch durch ihr Handeln zunächst bestätigen, um dann diese medialen Annahmen zu Kiezdeutsch letztendlich schlicht abzubauen. Dazu wird ebenfalls die Hauptfigur Zeki mit Hinsicht auf diese zwei Stereotype analysiert, da seine besondere Rolle als Pädagoge und Kiezdeutschsprecher zugleich diese sprachliche Auseinandersetzung am Deutlichsten zeigt.

Als geläufigstes Stereotyp im Film ist vor allem der Fokus auf Bildungsmängel unter kiezdeutschsprechenden Jugendlichen ein hervorragendes Beispiel davon, wie der Anschein am Filmanfang etwas täuschend wirkt. Auf einen zweiten Blick ergibt sich ein Bild des

Kiezdeutschsprechers, der nicht unbedingt ohne weitere Bedenken dem herkömmlichen Darstellungsmuster zugerechnet werden kann. Die 10-B Klasse wird zwar durchaus im Film als die „Loser“-Klasse bezeichnet (35:10): jedoch ändert sich dieser Umstand auf erhebliche Art und Weise vor dem Handlungsschluss, was von einer einfältigen Auffassung des Films als eines weiteren Beispiels jener Filme, die solche abwertenden Stereotype bezüglich Kiezdeutschsprecher bloss vorantreiben, abzuraten scheint.

Es findet im Laufe der Handlung eine gewisse Verwandlung unter den Schülern der 10-B Klasse statt. Mit der Schülerin Chantal als Paradebeispiel dieser Metamorphose, fällt dem Zuschauer ganz deutlich auf, dass die einst als „Abschaum“ bezeichnete Klasse keineswegs akademisch abzustempeln ist. Chantal wird, genau wie sämtliche anderen Schüler in der 10-B, zunächst als ungebildet und bildungsfern dargestellt. Sie zeigt keine bestimmten Interessen ausser Mode (Calvin Klein und Pimkie) und wird hauptsächlich nur witzmässig in Szenen gesetzt, um lustige Einzeiler abzuliefern. Das „Lustige“ dabei besteht meistens aus grammatikalisch „falschen“ Äusserungen, wenn sie wie früher erwähnt z.B. „auf Liste“ statt „auf der Liste“ sagt, oder wenn sie Zusammensetzungen wie „Geisterkrank“ statt „Geisteskrank“ (61:14) einsetzt. Ihre Noten sind offensichtlich genau so schlecht wie die ihrer Klassenkameraden: sie stehen nach Abschätzung der Schulrektorin alle vor dem Abgrund (62:04).

Jedoch bezeugt der Zuschauer eine Verwandlung der Chantal-Figur im Laufe der Handlung, die sie in eine intelligente und kreative Schülerin umgestaltet sieht. Zeki überzeugt Chantal davon, dass ihre schlechte Leistung auf Unterforderung im Unterricht zurückzuführen sei (65:20). Er redet ihr ein, dass sie tatsächlich ein Genie sei, und dass sie ihr volles Potenzial nur dann erreichen kann, wenn sie sich mit anderen intelligenten Schülern anzufreunden anfängt (65:40). Chantal glaubt ihm (aus nicht erklärten Gründen), und tritt anschliessend an

dieses Gespräch einem schulischen Wissenschaftsverein bei (66:40). Ihre Noten steigen daraufhin rasant an, und ihr Interesse an Schule und akademischen Angelegenheiten auch. Sie wird plötzlich zur engagierten Schülerin, und wirkt sogar begeistert, wenn sie etwas Bedeutsames zum Unterricht beitragen kann (87:15). Sie wird kurzum mit Bezug auf Leistung und Motivation zu der perfekten Schülerin.

Diese Verwandlung Chantals ist vor Allem bemerkenswert, indem sie nicht durch eine sprachliche Verwandlung verdeutlicht wird. Ihre Sprechweise bleibt völlig im Bereich der medialen Kiezdeutschrepräsentation angesiedelt, was darauf hinweist, dass diese Sprechweise gar nicht für ihre Bildungsmängel verantwortlich war. Nachdem sie ihre angeborene Intelligenz entdeckt hat, erfindet Chantal als Erstes eine Art Schminkgerät, was ebenfalls zeigt, dass ihre Leidenschaft für Mode keineswegs mit ihrer höheren Leistung in der Schule zugrunde gegangen ist (92:09). Ganz im Gegenteil, dieses Interesse wird dadurch nur verstärkt: dies kann leicht so interpretiert werden, dass ihre ganze Persönlichkeit, Sprachgebrauch mit einbezogen, unverändert bleibt, und demnach keine Faktoren in ihrer Ausbildung sind. Intelligenz ist, zumindest im Rahmen des Films von Sprache, ob Kiezdeutsch oder Standarddeutsch, völlig unabhängig. Eine sprachlich gegründete Analyse der Chantalfigur verweist also letztendlich auf eine Auflösung des Stereotyps gegenüber Kiezdeutschsprechern, dass ihre Sprache Zeichen der mangelnden Ausbildung darstelle.

In diesem Bezug einer Umgestaltung herkömmlicher Stereotype gegenüber des Kiezdeutschen sticht auch die Hauptfigur von Zeki in *Fack ju Göhte* hervor. Am Auftakt des Films bekommt man, wie bereits angeklungen, den Eindruck, dass seine Figur auf ähnliche Weise wie Chantal nicht unbedingt die hellste Kerze im Leuchter darstellen soll. Die Erwähnung seiner bisherigen Bildungserfahrung im Film (z.B., dass er lediglich bis zu der 9. Klasse überhaupt an einer Schule ging), verkoppelt mit zahlreichen Äusserungen, die auf

seine Abneigung vorm Lernen hinweisen (z.B., mit Bezug auf ein Buch, worüber er unterrichten muss: „ach, es ist klein geschrieben!“)(42:36), zeichnet ein sehr klares Bild eines Menschen, dem die akademische Welt relativ egal ist. Jedoch entfaltet er sich im Laufe der Handlung als ein bewusster und motivierender Pädagoge, der seinen Auftrag als Lehrer ernst nimmt und sich sogar zum Filmschluss auf die Möglichkeit eines Studiums freut (108:02).

Seine Sprache ändert sich wie im Fall Chantals nur geringfügig aufgrund dieser Transformation. Im Gegensatz zu Chantal aber bestehen schon ein paar Stellen, an denen der Zuschauer vielleicht vermuten könnte, dass Zeki parallel zu seiner persönlichen Entwicklung eine sprachliche Verwandlung durchgezogen habe. Wenn er z.B. kurz vor dem Abspann seinen Freund sprachlich korrigiert, indem er anmerkt, „lern mal Artikel, du Vogel!“ (102:37), entsteht schon irgendwie den Eindruck, als hätte er seiner bisherigen Sprechweise den Rücken gekehrt. Jedoch liegen solche Stellen eher am Rand seiner Figur: immerhin drückt er sich in allen anderen Szenen, sowohl davor als auch danach, in seiner groben Kiezdeutschrepräsentation aus. Höchstwahrscheinlich sind solche Witze nur als Bestätigung seines erweckten Interesses an Pädagogik zu verstehen: er bleibt ungeachtet dessen Kiezdeutschsprecher, was letztendlich zum selben Schluss wie bei Chantal führt. Nämlich, der Gebrauch von einer beliebigen Sprechweise sagt nichts über Bildungsfähigkeiten oder Intelligenz aus. Es besteht im Film einfach keinerlei Verbindung zwischen den Beiden.

Neben einer Auseinandersetzung mit bildungsbezogenen Stereotypen bezüglich des Kiezdeutschen wird in *Fack ju Göhte* auch eine andere weit verbreitete Annahme zu Kiezdeutschsprechern in ein neues Licht gerückt: dass Kiezdeutsch ein gewaltsames Verhalten verdeutliche. Die vermeintliche Neigung zu Gewalttätigkeit unter kiezdeutschsprechenden Jugendlichen wird im Film auf den ersten Blick lediglich bestätigt, vor allem in der Figur von Daniel „Danger“. Als ein weiterer Schüler in der 10-B Klasse ohne

wirkliches Interesse an Schule oder Bildung scheint Daniel zunächst ganz regelrecht das Image des typischen gewaltbereiten Jungen widerzuspiegeln. Wie bereits erwähnt, zeigt er gar keine Hemmungen gegen den Einsatz von Gewalt: er schlägt ohne Bedenken seinen Lehrer (Zeki) und pflegt den Traum, eines Tages Drogendealer werden: also keine besonders friedliche Lebensberufung (51:55).

Daniels Kiezdeutschgebrauch, noch aggressiver als bei den meisten anderen Schülern, scheint untrennbar mit seiner tatsächlichen Gewalttätigkeit in Verbindung zu stehen. Jedoch vollzieht „Danger“ im Laufe des Films eine ähnliche innerliche Verwandlung wie Chantal. Von Herrn Müller quasi gezwungen, tritt Daniel einem Theaterverein bei, und obwohl er zunächst nur wenig Erfolg im Bereich der Schauspielerei aufweisen kann (er brüllt z.B. in sämtlichen Rollen) (68:73), wird er zum Filmschluss zum gelungenen Schauspieler, dessen erster Auftritt als Romeo in Shakespeares *Romeo und Julia* ihm einen Preis zukommen lässt (91:15). Seine Gewalttätigkeit verschwindet nach seiner Beteiligung an dem Theaterstück komplett vom Film.

Genau wie Chantal legt Daniel ebenfalls seine Sprechweise folglich seiner künstlerischen und charakterbezogenen Erfolge nicht beiseite. In der Tat, wird das ganze Stück *Romeo und Julia* zu Vergegenwärtigungszwecken ins Kiezdeutsche umgeschrieben und dementsprechend vorgeführt (89:52). Der Grund dafür kann als zweierlei betrachtet werden. Erstens legt eine solche Aufführung eines literarischen Klassikers die Furcht, dass Kiezdeutsch Kultur in den Abgrund treibt, als völlig daneben dar. Die Schüler beschäftigen sich ja immer noch mit der Thematik des Stücks und es ist gerade durch Kiezdeutschgebrauch, dass dies ermöglicht wird. Obwohl im Film Shakespeare statt Goethe herangezogen wird, ist trotzdem klar, dass die Beschäftigung mit einem allgemein akzeptierten literarischen Klassiker die Furcht vor dem Verderben der deutschen Sprache sowohl ansprechen als auch auflösen soll. Als zweiter

Grund für eine Umschreibung des Stücks ins Kiezdeutsche kann der vermutliche sprachliche Standpunkt des Films herangezogen werden: wie Chantal schwört Daniel seinem alten Verhalten ab, ohne dafür seinen Kiezdeutschgebrauch aufzugeben. Es handelt sich also hierbei wieder um einen Aufwertungsversuch bezüglich Kiezdeutschsprecher. Der Film argumentiert hier wieder, dass die Jugendsprache keineswegs zwangsläufig Gewalt und Gefahr nach sich zieht.

Auch die Figur von Zeki verkörpert schliesslich diese Abwendung von Gewalt. Genau so wie seine Figur am Auftakt des Films Bildungsmisere darstellen soll, fällt dem Zuschauer auch ganz mühelos seine potenzielle Gewalttätigkeit auf. Er wird am Anfang des Films immerhin aus einem Gefängnis entlassen (01:12), und sein Umgang mit den Schülern der 10-B Klasse erweist sich als grob und aggressiv, wenn nicht schlicht brutal. Er schießt sie, wie schon angesprochen, mit einem Paintballgewehr an, hält den Einen im Schwimmbad unter Wasser (46:25) und beschmiert das Gesicht eines Anderen mit Teer (60:54). Zeki steht aber kurz vor dem Filmschluss vor einer Wahl—eine, die seine Bereitschaft, Aggression und Gewalt beizulegen, aufzeigt. Ein Freund von Zeki bietet ihm die Chance an, gemeinsam einen Geldwagen zu überfallen: dies lehnt Zeki ab, zugunsten eines Treffens mit der Frau Schnabelstedt, in die er sich verliebt hat. Diese Entscheidung trägt natürlich in sich einen symbolischen Wert als Ablehnung von Gewalt: er ist zum Filmschluss nicht mehr bereit, Gewalt ohne guten Grund einzusetzen. Die Kriminalität und Gewalt, die immer wieder in den deutschen Schriftmedien und Filmen mit Kiezdeutschsprechern in Verbindung gebracht werden, taugen in *Fack ju Göhte* letztendlich nichts: man könne also auf Kiezdeutsch sprechen, ohne dafür gewaltsame Konnotationen auszulösen.

An dieser Stelle muss eine dritte Annahme zu Kiezdeutschsprechern sowie deren Realisierung in *Fack ju Göhte* angesprochen werden. Sowohl in den deutschen Schriftmedien

als auch in vielen Filmen wird das Stereotyp von Kiezdeutschsprechern als Immigranten oder Ausländern vorgeführt. Wie die bereits diskutierten Vorbehalte des gewaltbereiten, ungebildeten Kiezdeutschsprechers wird auch dieser in *Fack ju Göhte* als schlicht falsch dargeboten, aber im Gegensatz zu den schon erwähnten Stereotypen wird dieses nur in der Abwesenheit jeglicher Erwähnung von ethnisch bestimmenden Elementen des Kiezdeutschen hervorgehoben. Tatsächlich wird im Film nie auf Ethnizität auf konsequente Weise eingegangen, was sich als eine absichtliche Abkehr von bisherigen filmischen und medialen Kiezdeutschdarstellungen erweist. Es gibt zwar einige Schüler in der Klasse 10-B, die vom Aussehen her als türkisch oder arabisch eingestuft werden könnten, aber ihre Herkunft spielt in sprachlicher Hinsicht gar keine Rolle: sie werden lediglich als deutsche Schüler dargestellt, was sie auch letztendlich sind.

Die Klasse besteht kurzum aus einer bunten Mischung verschiedenster Ethnizitäten, die alle auch irgendwie deutsch sind, was keine Schlüsse bezüglich der Ethnizität des durchschnittlichen Kiezdeutschsprechers ziehen lässt. Dass im Film jegliche Erwähnung dieses Stereotyps fehlt, scheint einer bewussten Entscheidung des Regisseurs zu entsprechen, indem Kiezdeutsch in sämtlich anderen medialen Bereichen eng mit Vorstellungen von Ausländern bzw. Immigranten in Verbindung steht. In dieser Hinsicht ist insbesondere die Rolle von Zeki Müller erwähnenswert: immerhin spielt Schauspieler Elyas M'barek in bekannten Filmen und Fernsehserien wie etwa *Türkisch für Anfänger* die Rolle eines ethnisch geprägten Individuums (obwohl seine Inszenierung in solchen Filmen auch nicht selten mit herkömmlichen Stereotypen bezüglich „typisch deutscher“ Ethnizität aufzuräumen unternimmt). Es ist also anzunehmen, dass jene Vorstellungen von M'barek und seinem Anderssein im filmischen Rahmen auch in *Fack ju Göhte* absichtlich herangezogen wird, um aber diese dann als völlig unwichtig darzustellen, denn seine Figur

trägt den typisch deutschen Nachnamen „Müller“. Die Art und Weise, wie diese zwei scheinbar einander ausschliessenden Pole in der Figur von Zeki vereint werden, dient dazu, das wahrgenommene „ethnische Element“ eines durchschnittlichen Kiezdeutschsprechers als absurd und schlicht falsch blosszustellen: Zeki sei Kiezdeutschsprecher und Deutscher „Müller“ zugleich, völlig ungeachtet seiner wahrgenommenen Ethnizität. Die Inszenierung der Schüler und Zeki in *Fack ju Göhte* lässt also eine Art Verwischung ethnischer Grenzen erkennen, die von einer Auffassung des typischen Kiezdeutschsprechers als fremdartig abzuraten scheint. Ethnizität spiele bei dieser Sprechweise also gar keine Rolle, was sich auch daran zeigen lässt, dass die einfach nicht erwähnt wird.

Der Film setzt sich also ganz bewusst mit drei der geläufigsten Stereotype gegenüber Kiezdeutschsprechern auseinander. Um Zuschauern ein bekanntes Bild vorzulegen, werden zunächst sämtliche Vorurteile und aus Sicht des Films unnachweisbaren Einstellungen gegenüber Sprechern dieses Dialekts sowohl hervorgehoben als auch scheinbar bestätigt. Dass sich diese aber im Rahmen des Films als falsch erweisen, kann man ganz deutlich als Aufwertungsversuch erfassen: *Fack ju Göhte* benutzt seine Hauptfiguren, um Stereotype anzusprechen und darauf abzubauen, und tut dies auf relativ gelungene Art und Weise. Aber der Film befasst sich nicht nur mit einer direkten Aufräumung von kiezdeutschbezogenen Fehlinformationen. Auf ähnliche Weise spielt *Fack ju Göhte* auf standardsprachliche Normen und ihre sich langsam verschiebenden Grenzen an. Dies kann schliesslich als eine Art Sprachschlichtung betrachtet werden, wobei auf grammatische Anomalien in der Standardsprache hingewiesen wird, um damit die These vorzulegen, dass nicht nur im Kiezdeutschen grammatische Abweichungen zu belegen seien. Diese Erkenntnis ermöglicht dem Zuschauer eine Auffassung von Sprachen als stets im Wandel befindliche Gestalten,

eben dass dieser Wandel keineswegs eine Gefahr oder gar Verfall darstelle, sondern lediglich der natürlichen Entwicklung von Sprache entspreche.

Im Film werden stereotypische Vorstellungen von Kiezdeutsch primär durch die Figur von Zeki widerlegt: als eine Figur, die gleichzeitig in der jugendlichen sowie bürgerlichen (pädagogischen) Welt angesiedelt ist, lässt sein Hin- und Herschweben zwischen beiden Universen die Oberflächlichkeit ihrer Unterschiede erkennen. Die Grenze zwischen Standarddeutsch- und Kiezdeutschsprecher wird durch das Zeigen von allgemein akzeptierten grammatischen Abweichungen innerhalb des Standardidioms verwischt, wenn nicht schlicht aufgelöst. Als Kiezdeutschsprecher, der aber wegen seines Jobs als Aushilfslehrer relativ viel mit bildungsbürgerlichen Pädagogen interagiert, ist die Zekifigur perfekt dazu geeignet, diese vermutlich arbiträren sprachlichen Grenzen abzubauen.

Schon in den ersten Minuten des Films bekommt man einige Einblicke in diesen Schlichtungsversuch. Zeki wird von der Goethe Gesamtschule angestellt und stösst daraufhin auf Elisabeth Schnabelstedt, die Lehrerin, die sich schliesslich in Zeki verliebt. An dieser Stelle fragt Zeki, ob die Beiden vielleicht „wegen dem Lehrerplan“ austauschen können, worauf Elisabeth mit etwas verwirrter Stimme erwidert, „Wegen *des* Lehrplans?“ (11:04). Hier wird ganz deutlich auf eine starke Tendenz im heutigen Deutschen angespielt, den Dativ anstatt des Genitivs mit Bezug auf viele Präpositionen einzusetzen. Obwohl der Dativ im Zusammenhang mit der Präposition „wegen“ inzwischen in sämtlichen Gesellschaftskreisen Deutschlands breiten Umlauf genießt, tut sich Elisabeth mit dieser Ausdrucksweise ganz schwer, und bevorzugt stattdessen den veraltenden Genitivgebrauch. Die Szene soll als witzig empfunden werden, denn Zekis Äusserung war eigentlich perfekt verständlich und gehört zur Standardsprache: stets im Wandel befindet sich das Standarddeutsche auch, was sich in dieser Szene des Films in der Gegenüberstellung des Dativs mit dem Genitiv

abzeichnet. In einem Interview infolge der Kinoerscheinung von *Fack ju Göhte* beruft sich Heike Wiese ebenfalls auf dieses Beispiel vom Sprachwandel innerhalb des Standardidioms, indem sie anmerkt, wie der Bildungsbürger, „ständig gegen die standardsprachliche Norm.“ verstösst. Sie erläutert, wie “Wenn ich mich mit meinen Freunden auf ein Bier treffe, benutze ich beispielsweise das Wörtchen „wegen“ mit dem Dativ. Das passt hier besser und ist in dieser Situation eben die korrekte Form; der Genitiv würde da blasiert klingen“ (Heinz, „Emotionales Thema“). Diese ursprünglich als grammatische Abweichung entstandene Ausdrucksweise wird also heutzutage allgemein in der Standardsprache akzeptiert: es handelt sich also bei grammatischen Abweichungen nicht zwangsläufig um eine Art Sprachgefahr—eine Erkenntnis, die genau so sehr für das Kiezdeutsche wie für das Standardidiom gilt.

Zeki benutzt also eine verhältnismässig neue Struktur des Deutschen, die sowohl im Standard- als auch im Kiezdeutschen tauglich ist—eine Phrase, die aufweist, wie sich Sprachen wandeln können, ohne eine übergreifende Gefahr für die entsprechende Sprache an sich darzustellen, denn der Dativgebrauch in solchen Fällen mittlerweile allgemein akzeptiert ist. Zekis Inszenierung in *Fack ju Göhte* als Figur, die zwischen zwei Welten schwebt, erlaubt dem Zuschauer klare Einsichten in dieses Phänomen, indem er eigentlich in diesem Bezug oft den durchschnittlichen Standarddeutschsprecher vertritt. Solche Stellen verwischen zugleich die Grenze zwischen dem sogenannten Standard und als minderwertig empfundenen Dialekten.

Mehrere Beispiele dieser Verwischung erscheinen im Film, auch in Bezug auf Wortschatz. Die Gegebenheit, dass Kiezdeutsch einige Lexeme aus dem Türkischen, Arabischen und Englischen nimmt, wird nicht selten in den Medien zum Beleg sowohl für die inhärente „Falschheit“ der Sprechweise als auch für eine Auffassung des Kiezdeutschen als Sprache der

Nicht-Deutschen verwendet. Dabei kann man aber die hohe Anzahl an Lehnwörtern im Standarddeutschen wohl kaum übersehen: manche davon genießen sogar hohes Ansehen bzw. werden etwa als gehobene Sprache wahrgenommen. Diese Tatsache lässt sich im Film deutlich erkennen, insbesondere mit Hinsicht auf eine Szene zwischen Zeki und der Schulrektorin. Zeki will zusammen mit seinen Schülern einen Ausflug machen, doch wenn er sich nach den dafür erforderlichen Formularen erkundigt, stößt er auf Schwierigkeiten. Er verwendet das Wort „Lernausflug“, was die Rektorin scheinbar nicht versteht, worauf er „Lehrausflug“ als Begriff probiert. Endlich versteht ihn die Rektorin, und fragt, ob er „Exkursion“ meine (62:18). Wie in der schon erwähnten „wegen“-Szene, setzt Zeki eine Phrase ein, die eigentlich vollkommen verständlich sein soll. „Ausflug“ ist ein Begriff, der eigentlich typisch deutsch ist.

Trotzdem entstehen zunächst Verständigungsprobleme, was schliesslich auf die Tendenz im Standarddeutschen hinweist, deutsche Lexeme durch Fremdwörter zu ersetzen, um dabei vornehm zu wirken. Die Rektorin ist aber natürlich keine Französin oder Amerikanerin, nur weil sie Fremdwörter einsetzt—eine Tatsache, die dem Zuschauer natürlich völlig klar ist. Dies führt einen zu dem Schluss, dass die Aufnahme neuer Lexeme aus anderen Sprachen keineswegs Anzeichen eines falschen Deutsch ist. Genau so wenig sind Fremdwörter Beleg für eine Einstufung einer ganzen Sprache als irgendwie „fremd“. Zeki spielt hierbei wieder eine Schlüsselrolle in der Darbietung dieses Konzepts. Er spricht zwar Kiezdeutsch, aber sein „Fehler“ entspricht genau dem, was ein durchschnittlicher Standarddeutschsprecher auch begehen würde. Kiezdeutsch mag zwar fremde Lexeme aufgreifen, dafür wird dies auch in der Standardsprache betrieben: die Unterschiede zwischen den zwei Idiomen ruht also letztendlich nur in den jeweils verschiedenen Fremdwörtern, die Gebrauch finden, nicht in dem Phänomen der Wortentlehnung selbst.

Fack ju Göhte unternimmt also nicht ausschliesslich den Versuch, mit negativ anmutenden Vorbehalten gegen Kiezdeutschsprecher aufzuräumen, sondern zeigt zudem, wie eng der Graben zwischen den beiden Sprechweisen eigentlich ist. In beiden Idiomen kann man grammatische Neuerungen sowie Fremdwortgebrauch betrachten. Sprachen wandeln sich, und dass dies in der Standardsprache belegbar ist, entblösst als falsch die Annahme, Kiezdeutsch sei aufgrund seiner sprachlichen Neuerungen falsch oder für die Standardsprache gefährlich. Die Standardsprache entwickelt sich ganz von allein fort, denn so funktionieren Sprachen.

6. Fazit: Kiezdeutsch und die Zukunft seiner medialen Rezeption

Fack ju Göhte sticht auf mehreren Ebenen als Abkehr von herkömmlichen medialen Kiezdeutschentwürfen hervor. Seine Anspielungen auf weit verbreitete Stereotype und Vorbehalte in diesem Bezug, verkoppelt mit dem Versuch, diese dann abzubauen, malt ein weitaus anderes Bild des Kiezdeutschen, als was bisher im medialen Bereich zu betrachten war. Nicht nur im Anbetracht seiner direkten Auseinandersetzung mit Fehlinformationen ist der Film erwähnenswert: die Art und Weise, wie die Standardsprache mit Kiezdeutsch abgeglichen wird, um dabei die scheinbar unüberwindbare Grenze zwischen den Beiden zu überbrücken, ist ebenfalls eine absichtliche Gestaltung von Seite des Regisseurs bzw. Drehbuchautors, gezielt auf einen Schlichtungsversuch zwischen Sprechweisen.

Die Frage drängt sich aber bei einer Beleuchtung der sprachlichen Elemente des Films unaufhaltsam auf: nämlich, ob *Fack ju Göhte* einer neuen Tendenz oder eher nur einem Ausnahmefall entspreche. Diese Frage lässt sich im Rahmen dieser Arbeit leider nicht endgültig beantworten: der Film ist zu neu, seine möglichen Auswirkungen zu unübersichtlich zu dieser Zeit. Bedenkt man, dass trotz der Meinung etlicher Sprachwissenschaftler wie Wiese, Marossek, Auer und İnci, Kiezdeutsch stelle weder Gefahr noch gebrochenes Deutsch dar, eine Unmenge an Fehlinformationen immer noch verbreitet wird, wäre es schon ein wahres Wunder, wenn ein einziger Film den Massen einleuchten könnte. Doch scheint der Film selbst zumindest ganz absichtlich als Zwischenstufe gestaltet zu sein. Immerhin werden die geläufigsten Stereotype eines ungebildeten, gewalttätigen Kiezdeutschsprechers erst unverkennbar dargestellt, bevor sie dann aufgelöst werden. Ein klarer Übergang entsteht durch diese Herangehensweise, dessen Zweck vermutlich in einer Art Lenkungsmanöver von der einen Auffassung auf die Andere besteht.

Ob dieser Übergang ganz von allein ein goldenes Zeitalter der Sprachakzeptanz einleiten kann, ist mehr als fraglich. Dennoch könnte *Fack ju Göhte* künftig als eine von mehreren Katalysen erfasst werden, die gemeinsam dazu führten, dass Kiezdeutsch und andere Dialekte des Deutschen aufgewertet werden. Der Film kann ja nicht nur als lustige und unterhaltsame Komödie ohne jeglichen Einfluss auf öffentliche Meinung abgestempelt werden, wenn aus keinem anderen Grund als wegen seiner Popularität in deutschen Kinos: *Fack ju Göhte* war finanziell gesehen schliesslich der erfolgreichste deutsche Film im Jahr 2013. Aber abgesehen von solch leicht analysierbaren Fakten, kann man letztendlich nur ahnen, wie die Zukunft der Kiezdeutschrezeption aussehen könnte. Eines ist aber gewiss: obwohl Kiezdeutsch genau so wenig wie das Standardidiom dem End-Stadium der deutschen Sprache entspricht, wird diese neue Sprechweise, ob von Anderen gewollt oder nicht, seinen eigenen Fussabdruck hinterlassen. Sprachwandel ist ein komplexes Phänomen, und wird in unserem Zeitalter der sich schnell entstehenden Sprechweisen noch unübersichtlicher, aber die wachsende Verbreitung des Kiezdeutschen in grossstädtischen Gegenden scheint definitiv darauf hinzuweisen, dass es nicht ohne Spur verschwinden wird. Nur seine genauen Auswirkungen und demzufolge die öffentliche Reaktion darauf müssen sich noch herausstellen.

Literaturverzeichnis

- Amjahid, Mohamed. „Kiezdeutsch ist mehr als „Isch geh‘ Aldi““. *Tagesspiegel Online*. 13. August 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Androutsopoulos, Jannis K. „Forschungsperspektiven auf Jugendsprache: ein integrativer Überblick.“ *Jugendsprache – langue des jeunes – youth language. Linguistische und soziolinguistische Perspektiven*. Frankfurt am Main: Lang, 1998. S. 1-34. Online verfügbar: Variolingua.
- Androutsopoulos, Jannis u. Katharina Lauer. „Kiezdeutsch in der Presse: Geschichte und Gebrauch eines neuen Labels im Metasprachdiskurs.“ In: *Jugendbilder: Repräsentationen von Jugend in Medien und Politik*. Göttingen: V&R unipress, 2013. S. 67-94. Online verfügbar: Google Books.
- Auer, Peter. „Ethnische Marker im Deutschen zwischen Varietät und Stil.“ *Das Deutsch der Migranten*. Berlin: de Gruyter, 2013. S. 10-40. Online verfügbar: Google Books.
- Auer, Peter. „Türkenslang: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen.“ 2014. Online verfügbar: anwerbeabkommen.nuernberg-interkultur.de.
- Bücker, Tanja. „Ethnolektale Varietäten des Deutschen im Sprachgebrauch Jugendlicher.“ *SASI Heft*. 9, 2007. 1-125. Online verfügbar: MLA International Bibliography.
- Cassier, Philip. „Ick vasteh nur Bahnhof.“ *Berliner Morgenpost*. 7. Juni 2009. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Canoglu, Hatice Deniz. *Kanak Sprak versus Kiezdeutsch: Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall? Eine ethnolinguistische Untersuchung*. Berlin: Frank u. Timme, 2012. In gedruckter Form verfügbar.
- „Deutsch ist nicht bedroht.“ *die Tageszeitung*. 18. Juni 2013. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Dagtekin, Bora. *Fack ju Göhte: Drehbuch für eine Kinokomödie*. Ratpack Filmproduktion.
- Deppermann, Arnulf. *Das Deutsch der Migranten*. Berlin: de Gruyter, 2013. Online verfügbar: Google Books.
- Fack ju Göhte*. Regie. Bora Dagtekin. Schausp. Elyas M'Barek, Karoline Herfurth. Constantin Film, 2013. Film.
- Factiva. Dow Jones. Webseite. Letzter Zugriff: 25. März 2015.
- Fannrich, Isabel. „Neue deutsche Sprachkultur: „Mein Vater geht Moschee““. *Netzeitung*. 29. März 2008. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Gorny, Ronald. „Sprach-Experten warnen vor dem „Kiezdeutsch““. *Berliner Kurier*. 16. Februar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Hake, Sabine u. Barbara Mennel. *Turkish German Cinema in the New Millenium*. Berghahn Books, 2012. In gedruckter Form verfügbar.
- Heinz, Joachim. „Emotionales Thema.“ *Potsdamer neueste Nachrichten*. 16. Januar 2014. Online verfügbar: pnn.de.
- Hoffman, Hans. „Die Kunst, verstanden zu werden.“ *Kölnische Rundschau*. 7. Oktober 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Huber, Andrea. „Sprachgebrauch: „Fack ju Göhte“—Warum Kiezdeutsch die Sprache bereichert.“ *Berliner Morgenpost Online*. 3. März 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Hummel, Tassilo. „Selbst Lehrer sagen: „Ich habe Schere in Schublade gelegt““. *Der Tagesspiegel Online*. 11. August 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.

- “Kiezdeutsch gehört in den Freundeskreis.” Die Berliner Sprachwissenschaftlerin Heike Wiese forscht seit Jahren über Jugendsprache.” *Weser Kurier*. 18. Juni 2013. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- “Kiezdeutsch: Jugendsprache ist besonders kreativ.” *Welt online*. 2. März 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Kliemann, Thomas. “Machst du rote Ampel! Ist Kiezdeutsch ein neuer Dialekt?” *General Anzeiger*. 10. März 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Koch-Klaucke, Norbert. “Ich bin Kotti. Lassma hier aussteigen.”—Was finden Sie so toll am Stummeldeutsch, Frau Wiese?” *Berliner Kurier*. 15. Februar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- İnci, Dirim u. Peter Auer. *Türkisch sprechen nicht nur die Türken: über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. Berlin: de Gruyter, 2004. Online verfügbar: Google Books.
- „Ischwör: Eine kleine Einführung in die Welt des „Kiezdeutsch““. *Süddeutsche Zeitung*. 8. Februar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Leszczynski, Ulrike von. „„Bring mal Colamola“ „Gehst du Bus oder bist du mit Auto?“ Solche Sätze brauchen sich Kabarettisten gar nicht mehr auszudenken. An manchen Schulen sind sie Alltag. Sprachforscher vermuten, dass wir bald alle so reden.“ *Märkische Allgemeine* 9. Dezember 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Leszczynski, Ulrike von. „„Ich mach dich Messer“—Sprachforscher interessieren sich dafür, wie Jugendliche reden. Sie nennen es Kiezdeutsch.“ *Berliner Zeitung*. 26. Mai 2009.
- Marossek, Diana. „„Gehst du Bahnhof oder bist du mit Auto?“ Wie aus einem sozialen Stil Berliner Umgangssprache wird: Eine Studie zur Ist-Situation an Berliner Schulen 2009 – 2010.““ Dissertation: Technische Universität Berlin, 2013. Online verfügbar: Technische Universität Berlin Archiv.
- Mens, Fenja. „Was guckst du, bin isch Kino?“ *Spiegel Online*. 21. Juni 2008. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Schumann, Helmut. „So voll krass: Helmut Schumann erklärt auf Kiezdeutsch, warum es kein Dialekt ist.“ *Der Tagesspiegel*. 28. Januar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Simone, Anne-Catherine. „Man schminkt sich sprachlich als Türke—und lacht.“ *Die Presse*. 2. Juli 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Spöhrer, Markus. „„Mein Film ist wie HipHop“: über die filmische Hybridisierung und Übersetzung von Diskursen um jugendliche Deutschtürken und HipHop-Kultur.“ In: *Jugendbilder: Repräsentationen von Jugend in Medien und Politik*. Göttingen: V&R Unipress, 2013. S. 113-139. Online verfügbar: Google Books.
- “Sprachwissenschaftlerin erklärt “Kiezdeutsch” mit neuem Buch.” *dapd Landesdienste*. 14. Februar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- „Streit um Sprache: In Wahrheit ist Kiezdeutsch rassistisch.“ *Welt online*. 4. Juli 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- „Subkultur: Deutscher Rap und das Spiel mit dem Hass auf Juden.“ *Welt online*. 2. Mai 2013. Online verfügbar: Factiva Datenbank.
- Trautvetter, D. “Darum ist Sprache so wichtig: zur Gefahr des kultigen Kiezdeutsch.“ *Thüringische Landeszeitung*. 9. Juli 2014. Online verfügbar: Factiva Datenbank.

Uslar, Moritz von. „„Geisterkranker!“ Die Teenagerkomödie „Fack ju Göhte“ ist der erfolgreichste deutsche Film des Jahres. Eine Sprachkritik.“ *Zeit online*. 5. Dezember 2013. Online verfügbar: zeit.de.

Verein Deutsche Sprache. Verein Deutsche Sprache e. V. Webseite. Letzter Zugriff: 22 Februar, 2015.

„Welttag der Muttersprache: Hochdeutsch stärken, gebrochenes Deutsch bekämpfen.“ *Originaltextservice*. 20. Februar 2012. Online verfügbar: Factiva Datenbank.

Wiese, Heike. „Grammatical innovation in multiethnic urban Europe: New linguistic practices among adolescents.“ *Lingua*. 119, 2008. S. 782-806. Online verfügbar: MLA International Bibliography.

Wiese, Heike. *Kiezdeutsch: ein neuer Dialekt entsteht*. München: C.H. Beck, 2012. In gedruckter Form verfügbar.

Wiese, Heike. „„Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („Kanak Sprak“)“ *Linguistische Berichte*. 207, 2006 S. 245-273. Online verfügbar: MLA International Bibliography.

Vita

Andrew Lubben is a student in the fields of Germanistik and Linguistics. Raised in Chattanooga, Tennessee, he attended Chattanooga Christian School until 2009, where he first came into contact with the German language and developed an interest in foreign language acquisition. Upon attaining his high school diploma, he pursued interests in the field of foreign language through a bachelor program at Birmingham-Southern College in Birmingham, Alabama, studying German and French. He was given the chance to study for a semester in the bilingual Swiss city of Fribourg (Freiburg); an opportunity which impacted his interest in sociolinguistics. After attaining a Bachelor of Arts from Birmingham-Southern, Andrew continued to advance his German education at the University of Tennessee through a master's degree. He spent a year of this time in Stuttgart, Germany, which inspired him to focus his linguistic studies on youth language registers, before returning to the United States and finishing a Master of Arts in German.